

Sitzungsberichte

der

königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1861. Band II.

München.

Druck von J. G. Weiss, Universitätsbuchdrucker.

1861.

—
In Commission bei G. Franz.

835-7

müsste. Dass aber schon die Redactoren des Avesta nicht anders wussten, als dass die Worte auf das Getreide zu beziehen seien, sieht man schon aus der Stellung, die sie den Worten geben. Sie bringen die açpena yévînô immer mit dem Ameretât zusammen, der bekanntlich der Genius ist, der über Bäume und Früchte zu wachen hat.

Zum Schlusse müssen wir auch noch die Worte pâyûcâ thworstârâ besprechen, welche Burnouf zu dem Vorhergehenden gezogen hat. Dass diese Annahme eine irrthümliche war, sieht man erstens daraus, dass durch das Wort yazamaidê die Anrufung abgeschlossen ist und dann eine neue Anrufung beginnt, zweitens daraus, dass sich der Zusatz an den übrigen Stellen nicht findet, also nicht wesentlich sein kann. Der Ausdruck payû thworstâra findet sich aber wieder Yç. LVI, 1, 4. und dort wie Yç. XLI, 22. will die Tradition nur eine einzige Persönlichkeit darunter verstehen: den Mithra nämlich. Es ist dann nur eine Persönlichkeit und man muss also jeden der beiden Ausdrücke im Singular fassen, wie wir auch oben gethan haben. Bei thworesta bleibt es zweifelhaft, ob wir den Ausdruck in seiner gewöhnlichen Bedeutung Schöpfer fassen oder den Erhalter und Schiedsrichter in weltlichen Dingen verstehen sollen. Für beide Punkte sind Anhaltspunkte gegeben.

Herr Plath las

„über die Tonsprache der alten Chinesen.“

(Mit einer Tafel, auf welche sich die eingeklammerten cursiven Ziffern beziehen.)

Abgesehen von dem practischen Interesse der Sprache, kann man jede Sprache als ein grosses Natur - oder Kunstwerk betrachten, an welchem das Volk Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebaut hat, und welches zu verstehen und zu begreifen eine

gewiss eben so würdige Aufgabe ist als das Beschreiben und Begreifen von alten Baudenkmalern. Es schliesst uns ja das innere Leben des Volkes erst recht auf und nur unter gewissen besondern Naturverhältnissen und bei seiner besondern Geistesentwicklung wird dieses Volk diese, jenes Volk jene Töne zur Bezeichnung dieser oder jener Eigenschaften und Begriffe gewählt haben. So eigenthümlich das Volk der Chinesen, so eigenthümlich ist auch seine Sprache. Sie hat daher nicht nur die Aufmerksamkeit der Sinologen, sondern auch der allgemeinen Sprachforscher, wie W. Humboldt¹, und von Philosophen, wie Schelling², auf sich gezogen. Da ihnen aber die genauere Kenntniss derselben abging, läuft manches Irrige in ihren Auffassungen mit unter und bedarf der Berichtigung.

Als charakteristisch für das Chin. bezeichnet man gewöhnlich die Einsylbigkeit der Sprache, die geringe Anzahl der Wörter, die alle nur mit einem Consonanten beginnen, und auf einen oder mehrere Vocale enden sollen, den Mangel an Flexion und Ableitungssylben und in Folge dessen die vielen Bedeutungen der Wurzelwörter. Es hängt diess alles zusammen. Was die *Einsylbigkeit* zunächst betrifft, so hat A. Rémusat³ in einem besondern Aufsatze diese zu läugnen gesucht. Er sophisticirt etwas, wenn er die aspirirten Cons. Ph, th, kh, die Doppelcons. tsch, tschh, ts, ths, dann die Diphthongen, Yao, Yeu entgegenhält; diese benehmen den Wörtern noch nicht den Charakter der Einsylbigkeit. Allerdings aber kommen auch in der alten chin. Sprache schon Compos., wie unser Tisch - Tuch und Bett - Zeug vor, z. B. 'Thian - tseu: der Himmelssohn für Kaiser; Kiün - tseu: der Fürstensohn für Weiser; Thian - hia was

(1) Lettre à Abel-Rémusat, sur la nature des formes gramm. en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier. Paris 1827. 8.

(2) Philos. der Mythol. Sämmtl. Werke Abth. 2. Bd. 2. S. 541 flg.

(3) Sur la nature monosyllabique attribuée communément à la langue Chin. in den Fundgr. des Or. Wien 1813. Bd. 3 u. in s. Mém. As. T. II, p. 47 — 61.

unter dem Himmel ist für: das Reich; Schang-ti, der obere Kaiser, für Gott, und man braucht nur das Inhaltsverzeichniss des Tscheu-li anzusehen und wird finden, dass schon in alter Zeit alle Namen von Handwerkern und Beamten durch Compos., wie unser Zimmermann, bezeichnet wurden, so Thao-jin der Töpfer, Schi-jin der Pfeilmacher, Tsiang-jin der Zimmermann, Jü-jin der Fischer und so überhaupt 91 mit Jin Mann zusammengesetzte Wörter. Andere sind mit Sse Vorstand oder Schi u. s. w. gebildet, z. B. Tschung-sse, der Glockenmeister. Auch die Namen fast aller Pflanzen und Thiere sind jetzt und waren wahrscheinlich schon im Alterthume zusammengesetzte Wörter; alle diese kommen nur in den bloss moralischen Schriften des Alterthums, die uns fast allein erhalten sind, nicht vor. Bazin (N. Journ. As. 1845. T V. p. 470) bemerkt, dass, während die gelehrte Sprache noch jetzt meist aus einsylbigen Wörtern bestehe, enthalte die Volkssprache fast nur Compos., wo 2 bis 5 einsylbige Wurzelwörter verbunden würden, nur um eine Idee auszudrücken; die Schriftsprache schreibe jedes Wurzelwort nur mit einem besondern Charakter. Er gibt (p. 488 u. flg.) Beispiele von den 15 Arten Compos. in der neuern chin. Sprache. Nach p. 478 enthält die Volkssprache etwa 8000 Wörter oder Redensarten und unter diesen zähle man kaum 100 wahrhaft einsylbige Wörter. Khang-hi's Wörterbuch ist daher nach ihm (p. 480) eigentlich nur ein Wurzelwörterbuch, und die Frage, ob die jetzige chin. Sprache eine einsylbige oder vielsylbige sei, sei nur eine müssige und ein blosses Spiel mit Worten. Vergebens sage Ampère (Revue des deux mondes 1832. Nov. p. 9), man müsse die chin. Sprache so lange für einsylbig halten, als man nicht einen Charakter finde, der 2 Sylben bezeichne. Der Grund sei sehr einfach. Die Schrift wurde in China früh eingeführt und die phonetische Bezeichnung angewandt, als die Einsylbigkeit in der gesprochenen Sprache noch vorherrschte. Wenn das Chin. vor 2 — 3000 Jahren einsylbig war, folge daraus, dass sie es jetzt noch sei? Das Monosyllabum erzeuge jetzt keine Idee im Geiste, es

sei, wie wenn man unter Umständen Pair für Pair de France oder ein Verkäufer von Bethimmeln ciel für: ciel de lit brauche.

Ebenso gewiss ist es, dass ohne die sehr früh eingeführte Schriftsprache, welche jedem Worte seine selbständige Form und Bedeutung erhielt, sich auch wohl grammatische Flexionen und Ableitungssylben gebildet haben würden. So bildet *Tsche*, etwa qui, wie man sagt, Adjectiva oder Participien, z. B. Ssetsche serviens (Rémusat Gramm. p. 45 und 81), die Sylbe *Jan* bei Adverbien entspricht, wie Rémusat p. 75 mit Recht bemerkt, ganz dem franz. *ment* aus *mens*, *tis* entstanden und im Deutschen *lich* und das Zeichen des Gen. *tschi* würde ebenso gut mit dem Subst. zusammen verwachsen sein, als das lat. *s* in der 3. Decl. wenn nicht der besondere Charakter, womit es geschrieben wird, seine selbständige Form und Bedeutung von Anfang an erhalten hätte. So kam es, dass im Chin. die Wurzeln, die in andern Sprachen verdeckt und verwachsen sind, nackt und bloss zu Tage liegen, und wenn dort die verschiedenen Bedeutungen durch verschiedene angewachsene Endlinge, die aber zur Begründung des Unterschieds der Bedeutungen fast nichts beitragen, dem Ohre und dem Auge fasslich unterschieden werden, diess im Chin. nicht der Fall ist. Um sich das Verhältniss der chin. zu unseren Sprachen gleich von vorne herein klar zu machen, wählen wir ein Paar Beispiele. Den lat. Wörtern *acus* die Nadel, *acies* die (spitze, keilförmige) Schlachtreihe, *acetum* der (scharfe) Essig, *acer* scharf, *acuo* ich schärfe, *acutus* scharfsinnig, *acumen* der Scharfsinn liegt allen nur die eine Wurzel *ac*, scharf zum Grunde, aus der alle die verschiedenen Bedeutungen hervorgehen. Ihre verschiedenen Endlinge unterscheiden sie sehr gut der Form nach, tragen aber zu den verschiedenen Bedeutungen fast nichts bei, z. B. die Endung *etum* in *acetum* deutet nur an, dass die Eigenschaft des Scharfen da ist. Wie verschieden sind die Ableitlinge von *tempus* (*temps*) im Lat. und Franz.; es kommen davon her nicht nur *temperare*, *temperatura*, *tremper*, *tempête*, sondern auch *templum*, *contemplare* gehören zu derselben Wurzel und

was liefern zu diesen so verschiedenen Bedeutungen die Endlinge? Ein anderes Beispiel ist *hostis*, von dem *hôtel*, *otage* die Geißel, *hospes*, der Gastfreund, *hôpital* kommen; oder das Wort, von welchem die *tribus*, der *Tribun*, die *Tribüne*, der *Tribut*, *tribuere* mit allen seinen *Comp.*, die *tribulation*, die *tribules* (Dornen mit 3 Spitzen), *Tiers*, *tierce*, *Tierceline* u. s. w. kommen. Aehnlich ist es, wenn im Franz. *mouche*, aus dem lat. *musca*, die Fliege, auch ein Schminkpflästerchen heisst, *mouchard* der Spion (weil er einen wie eine Mücke umschwärmt), *moucher* das Licht, aber auch die Nase putzen und davon *mouchoir* das Schnupftuch, *moucheron* eine Lichtschnuppe, *mouchette* ein Kehlhobel u. s. w. Die verschiedenen Endlinge machen nicht die verschiedenen Bedeutungen. Im Chin. würden sie nun wegfallen und die einfache Wurzel *ac*, *mouch* das alles bedeuten. So heisst *Fen* der Theil, theilen (1), auch das Korn mähen (2), Mehl (getheilte Reis) (3), Staub (getheilte Erde) staubig (4), Dampf (Luft, die sich theilt) (5), Hass, Zorn, Unwillen (ein getheiltes, zerrissenes Herz) (6). Dass dem wirklich so sei, darüber lässt die Schriftsprache, welche die von uns (zur Erklärung) hinzugesetzten Begriffe in den s. g. Clefs zu der Gruppe *Fen* hinzufügt und so, wie in keiner Sprache, einen schönen Commentar oder eine Erklärung der Tonsprache gibt, keinen Zweifel übrig. Der Unterschied zwischen den chines. und europ. Sprachen besteht also nicht in der Einsylbigkeit — denn die Wurzelwörter aller Sprachen sind einsylbig; an zusammengesetzten Wörtern hat es aber schon der alten chin. Sprache nicht gefehlt und die neuere ist reicher daran als manche europ. —, sondern es fehlt ihr die Fülle der Ableitungssylben, welche zu den verschiedenen Bedeutungen selbst nur verhältnissmässig wenig beitragen, aber eben jene gut unterscheiden. Die chin. Sprache ersetzt jenen Mangel, wie wir sehen werden, zum Theil wenigstens durch die verschiedenen Intonationen (*Accente*) und unterscheidet die Bedeutungen durch die früh ausgebildete Bilderschrift.

Die nächste Frage ist nun, welche Laute, Vocale und Consonanten, hat die chin. Sprache für ihr Sprachwerk verwendet, und wie verhält sie sich in dieser Hinsicht zu andern Sprachen? Jenes ist schwierig anzugeben, da die Chinesen bekanntlich keine Buchstaben haben und daher nicht die Laute, sondern die Sachen bezeichnen. Um den Ton anzugeben, den ein Charakter hat, hilft sich der chin. Lexikograph, indem er sagt: dieser Charakter lautet gleich (Thung) jenem, oder indem er zwei Charaktere bezeichnet, von welchen der erste eben so anfängt und der zweite eben so endet, z. B. *Fung* durch *Fu* und *Lung* und Tsie, d. i. theile, hinzusetzt. Und auch diese Bezeichnung ist keine chin. Erfindung, sondern wurde von Buddhisten aus dem W. erst unter den D. Tsi und Leang, etwa 500 n. Chr. eingeführt. S. Morrison's Dict. Vol. I. P. Introduction. Der Anfangscons. zählten die Buddhisten (479—556 n. Chr.) 36, von welchen wir nach Rémusat und Endlicher S. 105 aber nur 26 unterscheiden können, und nach Morrison ib. p. VI waren es einem Chinesen selbst zu viele. Diess ist sehr übel, da wir leicht verschiedene Wörter so zusammen werfen. Die Mandarinsprache hat ein weiches *k*, fast wie *g*, und ein hartes aber nicht gutt. *k*; ein weiches *t*, fast wie *d*, und ein hartes *t*, aber nicht zischend; ein weiches *tsch* und ein hartes *tsch*; ein weiches *p*, fast wie *b* und ein hartes *p*, aber nicht wie *f*; ein *ñ* der Spanier, wie das *gn* im franz. *maligne*; ein *m*; ein *f*; ein *w*, das man im S. wie *v*, im N. wie *u* ausspricht; ein weiches *ts* und ein hartes *ts*; ein *s*, wie im franz. *sage*; ein *ss*, zischend nur vor dem stummen *e*; eben so *ts*; ein *sch*, wie im fr. *chagrin*; ein *y*, wofür man *i* schreibt, wenn *u* oder ein Cons. folgt; ein *h*, das guttural ist vor *a*, *e*, *o*, *u* und zischend vor *i*; ein *l*; ein *j* wie in *jamais*; ein *ng*, wie im arab. *ع* mit einem Hauche und ein *eul* gutt., wie das poln. gestrichene *l*. Klaproth hat früher das weiche *k*, *t*, *p* durch *g*, *d*, *b* gegeben, die aber nach den franz. Missionären dem Chin. fehlen. Die Endlaute sind: *a* *an* *ang* *o* *e* *en* *eng* *u* *ung* *eu* oder stummes *e* und *ü* *ün* *i* *in* *ing*. Die Endlaute verbinden sich nun noch zu 2 und 2 oder zu

3 und 3. Die Chinesen zählen 108 solcher Verbindungen, wovon Rémusat aber nur 30 unterscheidet. Er gibt S. 27 eine Uebersicht aller dieser Wurzeln, deren er p. 33: 450 zählt, die durch die verschiedenen Accente (wovon unten) bis auf 1202 sich vermehren sollen. Doch ist die Angabe der Zahl der Wurzeln bei Verschiedenen sehr verschieden. Cibot rechnete nur 350, Premare (p. 38) 487 und mit den Accenten 1445; Morrison (Chin. Misc. p. 17 und im Dict. T. II.) 411; Gützlaff 629, mit den verschiedenen Accenten 1774. Wenn wir nicht mehrere zählen, bemerkt Bazin (Journ. As. Sér. IV. T. V. p. 383 flg.) rührt es daher, weil wir viele chin. Töne nicht wiederzugeben vermögen. Die Dialecte von Fu-kian und Canton⁴ haben noch viel manigfaltigere Töne und auch die Accente, werden wir sehen, ergeben dort mehrere Modificationen. Wenn man sich wundert, dass der Chinese ursprünglich mit nur 4—500 Tönen seinen ganzen Gedankenvorrath bezeichnete, so bemerkt Adelung (Mithridates I. p. XVI.), dass Fulda im Deutschen nur 3—400 (600), Fourmont in der griech. Sprache nur 300 und Court de Gebelin im Franz. keine 400 Wurzelwörter fand. Diese Autoritäten sind freilich sehr unzuverlässig⁵. Wie gesagt, wir schreiben aber

(4) Chin. Repository T. VI p 579 T. VII p. 57; *Medhurst* Dictionary of the Hok kéen dialect. Macao 1832. *Dyers* Hokkeen Vocabulary und für den Cantondialect: *Wells Williams* Easy lessons in Chinese, especially adapted to the Canton dialect und *Bridgman*. Chinese Chrestomathy in the Canton dialect.

(5) *Benfey* (Sanskrit Gramm. §. 147) rechnet im Sanskrit 1706 Wurzeln; Max Müller (Lectures on the science of Language. London 1861. 8. p. 252) meint aber, die ursprünglichen Laute würden kaum $\frac{1}{3}$ davon betragen. Im Hebr. rechnet Renan (Histoire des langues Sémitiques ed. 2. Paris 1858 p. 138) 500 Wurzeln. Das ganze alte Testament soll nach Leusden nur 5642 Wörter enthalten. Die Angabe der Zahl der Wurzeln hat aber ihre Schwierigkeiten, da man erst bestimmen muss, was man unter Wurzel versteht. Max Müller unterscheidet (S. 249) 1) primitive Wurzeln aus einem Voc. oder einem Voc. und einem Cons. bestehend, wie skr. *i* gehen, *ad* essen, *da* geben, 2) secundäre Wurzeln mit noch einem

viele Wörter auch nur gleich, die dem Chinesen ganz anders klingen; so bemerkt Cibot Mém. T. 8 p. 146, dass *Tsin* eine Art Reis, *Tsin* gänzlich, *Tsin* schlafen, *Tsin* erschöpfen u. s. w. im Chin. so verschieden sind, wie die franz. Wörter *l'eau*, *l'os*, *lots*, nur wir schreiben sie gleich.

Vergleichen wir nun die chin. Laute mit denen anderer Sprachen, so sehen wir, dass manche Cons. jetzt ganz fehlen; so namentlich das *r*, was im Chin. in Japan aber für *l* auftritt, während dort das *l* fehlt, wie wir auch anderswo, namentlich im alten Aegypten, *l* und *r* dial. wechseln sehen. Es fehlt die Media *g*; *m* geht im Fu-kian Dial. in *b* über, *l* in den Dial. häufig in *n*. Alle Wörter enden in der Mandarinenspr. auf einen Voc. oder bloss auf *n* oder *ng*, während in andern Sprachen die Wurzeln auch conson. geschlossen sind. Doch werden wir sehen, dass die im Mandarinendial. auf einen kurzen Voc. endenden Wörter in den chin. Dial. und im Chin. der Nachbarreiche Japan, Korea, Annam noch auf einen Cons., namentlich auf *p*, *t* und *k* enden, und so auch noch in manchen chin. Transcriptionen von Sanskritwörtern, wie z. B. aus *Buddha* im Jap.-chin. *Buts*, im Mandarin-chin. wohl erst abgeschliffen *Fo* wird, und jene vollere Form erscheint daher als die ältere, ursprünglichere. Auch ein *r*

Cons. hinten, wie *tud* schlagen und 3) tertiäre mit einem Doppelcons. vorne oder auch hinten, wie *ptú* fließen, *ard* stossen, *spas* sehen, *spand* zittern. Aehnliche, werden wir sehen, zeigt auch das Aitchin., wenn wir namentlich die Dialecte vergleichen und es wird sich ergeben, wie oberflächlich und ungenau darnach alle die obigen Ueberschläge der Anzahl der chin. Wurzelwörter sind. Es fragt sich nun, sind die secundären Wurzeln aus den primären hervorgegangen. Diess scheint so, wenn z. B. im Türk. *göz* das Auge, *gör* sehen heisst, *ish* die That und *it* thun. Aber wenn im Sanskr. die Wurzeln *tud*, *tup*, *tubh*, *tuph*, *tuj*, *tur*, *turv*, *tuh*, *tus* verwandte Bedeutungen zeigen (M. Müller p. 250), ist diess doch wohl nur weil der Grundlaut ähnlich ist und man kann sie darum nicht von einer Primärwurzel *tu* alle ableiten, sonst müssten die Endzusätze aus verkürzten selbständigen Wurzeln hervorgegangen sein. Das Chinesische lehrt uns in der Analyse Maass halten! Vgl. *Renan* H. d. l. Sé. p. 97.

mag hinten vorgekommen und erst später abgeschliffen worden sein; denn die Seide chin. *Sse* heisst im Korea noch *Sir*, bei den Mandschu *Sirge*, bei den Mongolen *Sirkek* und das gr. *σηρ*, wovon die *Seres*, die chin. Seidenhändler in der kleinen Bucharei, den Namen hatten, zeigt, dass diess die alte Aussprache war. Dasselbe könnte bei dem chin. *Ma* das Pferd stattfinden, verglichen mit dem Mongol. und Mandschuischen *Morin* und unserm *Mähre*. Alle diese Sprachen aber sind miteinander nicht verwandt, sondern mit den Gegenständen haben sich nur auch die Benennungen derselben bei den verschiedensten Sprachfamilien verbreitet. Klaproth *As. Polyg.* S. 359 u. flg. stellt zwar chin. Wörter auch mit denen anderer Sprachen zusammen; aber sehr unwissenschaftlich greift er zufällige Aehnlichkeiten aus den verschiedensten Sprachen auf und sieht dabei nicht einmal auf den gleichen Laut oder auf die gleiche Bedeutung; so wenn er das chin. Wort *Fung* mit dem deutschen Worte *Wind*, *Fo* mit *voll*, *Ti* mit *tief*, *seu* mit *suchen* u. s. w. vergleicht.

Was die Frage über die *Verwandtschaft* und den Zusammenhang der Chinesen mit den übrigen Völkern betrifft, so sind de Guignes Herleitung derselben von den alten Aegyptern, wie Will. Jones von einer indischen Kriegerkaste längst verworfen. Charakter und Sprache beider Völker sind gleich verschieden. Bunsen⁶ versteigt sich bekanntlich sehr hoch, wenn er die Schöpfung des Menschen in Nordasien 20,000 v. Chr., die grosse Fluth im Urlande 10,000 v. Chr. und die Ursprachbildung, den Anfang der Mythenbildung und den Niederschlag des Sinismus, 20,000—15,000 v. Chr. setzt. Die Wortstammsprache sei damals nicht gesprochen, sondern mit auf- und absteigendem Tone gesungen worden, erläutert durch Geberde, begleitet von einer Bilderschrift, jede Sylbe ein Wort, jedes Wort ein Bild. Der Niederschlag dieser Sprache sei in N. Sina (Schen-si) im Quellenlande des Hoang-ho (das nun nicht in Schen-si liegt) geschehen. Das

(6) Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Gotha 1857. Bd. V. Abth. 4.

zweite Zeitalter zeige dann den Niederschlag des Turanismus in Tübet, die östliche Polarisierung des Sinismus 15,000 — 12,000 v. Chr.; das dritte Zeitalter den Niederschlag des Chamismus in Aegypten durch Einwanderung westasiatischer Ursemiten, die westliche Polarisierung des Sinismus 14,000 — 11,000 v. Chr., alles vor der grossen Fluth! Wir brauchen auf diese Phantasien nicht weiter einzugehen. Er stützt sich eigentlich nur darauf, dass die einfachste Sprachform auch die älteste sein müsse. Dagegen auch Renan p. 98.

Eher könnte Jemand versucht sein, die Chinesen und ihre Sprache mit de Pauw⁷ von den benachbarten Tataren herzuleiten, da man gewöhnlich die Chinesen zur s. g. mongolischen Race rechnet; sie würden jedenfalls näher liegen, als die Hottentotten in S. Afrika, welchen J. Barrow⁸ sie ähnlich fand oder die Othomiten in N. Amerika, deren Sprache Emanuel Naxera⁹ die chin. ähnlich finden wollte. Aber Prichard¹⁰ hat schon bemerkt, dass man die Chinesen irrig ihrer Gesichtsbildung nach für einen Zweig der mongol. oder tungus. Race gehalten habe. Ihre einsylbige Sprache, so verschieden von den rohen, aber vielsylbigen Sprachen N. Asiens, wie von den gebildeteren Idiomen der Indoeuropäer, stelle sie als ein besonderes Volk hin, das seit undenklichen Zeiten bestehe und von welchem nur die Nachbarvölker mit einsylbigen Sprachen, wie Tübetaner, Birmanen, Siamesen, Annamesen ferne Zweige sein möchten. Diess ist die einzig richtige Ansicht. Auch die vielsylbigen Sprachen der Koreaner und Japaner, die von den Chinesen ihre Cultur erhalten haben, und das Chin. wie wir das Lat. lernen, haben mit

(7) Recherches philos. sur les Egyptiens et les Chinois. Berlin 1773. 2 Bde. 8.

(8) Reisen durch die innern Gegenden des südl. Afrikas. Deutsch v. Sprengel in s. Bibl. der neuesten Reisebeschr. Bd. V. Thl. 1. p. 265.

(9) De lingua Othomitorum. Philad. 1835. 4. auch in d. Transact. of the phil. americ. soc. N. Ser. T. V.

(10) Recherches into the phys. history of Mankind. ed. 3. London 1844. Bd. IV. p. 466.

dem Chin. nichts zu thun. Das Annamitische und Siamesische, wie das Birmanische, bemerkt W. Schott¹¹, stehen einander ihrem Charakter nach sehr nahe, in etym. Hinsicht aber erscheinen sie als drei ganz verschiedene Familien. Die beiden erstern können mit gleichem Recht, wie das Chin., einsylbige Sprachen genannt werden, weniger das Birmanische. Es gibt Zusammensetzungen, aber ohne grammatische Bedeutung, und die einzelnen Redetheile entbehren jeder bestimmten Bezeichnung. Charakteristisch sind die bedeutsamen Stimmbiegungen, die man durch Accente bezeichnet, wie im Chin. Das Birman. hat deren nur noch 2 oder 3; im Tübet. sind sie ganz verloren. Im Siam. und bei den Annamiten können die Wörter noch mit 2 Cons. anlauten, doch muss dann der zweite im Annam. *l* und *r* sein. Der grammat. Partikeln gibt es in beiden noch weniger als im Chin. Der Satzbau ist noch unfreier und der Kreis der Begriffe noch viel enger begrenzt als in China. Von einer leiblichen Verwandtschaft dieser Sprachen mit der chin. sieht man aber nur wenig, am wenigsten im nahen Annam. Tübet's Sprache bildet eine Art Mittelstufe zwischen Hinterindien und China; sie ist viel rauher; statt Triphthongen, wie das Chin. in Lieu, Siuen u. s. w., hat das Tübet. 3 — 4 Cons. zu Anfange, wie Smreng, Bskrad; keine Wurzel fängt mit einem blossen Selbstlauter an. Doch ist nach Korös im Laufe der Jahrhunderte fast jede Härte in der Aussprache beseitigt und jetzt von den vielen Anfangscons. gewöhnlich nur der letzte lautend. Materiell sind nur wenige Wörter mit den chin. verwandt und diese haben im Tübet. dieselben härtern Formen wie die übrigen. So lautet 2 chin. *Ni*, tübet. *Gnis*; 3 statt *Sam* — *Gsum*. Ist vorne der Buchstabe

(11) Ueber die s. g. indo-chines. Sprachen, insonderheit das Siamesische in d. Abh. d. Berl. Akad. aus d. J. 1856. hist. Cl. p. 161—218. — Ueber den Zusammenhang der hinterind. u. tübet. Sprachen unter sich und mit der chin. hat J. R. Logan im Journ. of the Ind. Archipelago Singapore 1855. 8. s. besonders Vol. IV. p. 47 sq. u. T. IX. p. 387 flg. lehrreiche Untersuchungen angestellt.

zugesetzt oder im Chin. abgeschliffen? Auf einen Zusammenhang dieser Völker unter sich und mit andern Nordasiens weist auch die Ideen-Verbindung hin, z. B. dass eine Sonnen- und Mondfinsterniss als eine Verspeisung dieser Gestirne (durch einen Drachen) gedacht wird. Eben so haben sie besondere Wörter für den ältern und jüngern Bruder, wie in China, wo zwischen beiden nicht das rein brüderliche Verhältniss, wie bei uns, sondern das der Abhängigkeit des jüngern von dem des ältern waltet.

Wenn wir die Bedeutung eines Wortes der arischen Sprachen etym. ergründen wollen, nehmen wir die verwandten zu Hilfe. So wird was *coelum* bedeutet erst durch Vergleichung mit dem gr. *κοῖλον* und dem deutsch. hohl verständlich, wie unser Wort Mensch erst durch Vergleich mit dem Sanskrit. *Manuscha*, vgl. lat. *mens*, gr. *μένος*, als der mit Verstand Begabte erscheint. Diese Sprachen sind nur Zweige eines Baumes; eben so ist es mit den semitischen. Die chin. Wortetymologie kann aus keiner verwandten Sprache, auch nicht aus dem benachbarten einsylbigen, eine solche Hilfe bekommen; sie ist ganz auf sich angewiesen und kann nur aus sich verstanden werden.

Wir sind hier daher auf die Frage vom *Ursprunge der Sprache*¹² hinzuweisen. Ich habe meine Ansicht darüber schon in den Gelehr. Anz. 1859 Nr. 43 und 44 bei Gelegenheit der Anzeige von Renan's Werk und im Jahrg. 1856 philos. - philol. Cl. Bd. 43 S. 103 angedeutet. Herder in seiner Preisschrift: Ueber den Ursprung der Sprache 1770 Ausg. 2, Berlin 1798 Sämml. Werke zur Philos. u. Geschichte. Tübingen 1806 8. T. II p. 1 - 187 hat schon den menschlichen Ursprung der Sprache, namentlich gegen Süssmilch's Beweis, dass der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei, gezeigt; was Hamann (Schriften T. IV, p. 1 u. flg.) dagegen witzelte, ist ganz unerheblich. Wir haben dort auch schon ausgesprochen, dass die verschiedenen Sprachen sich nicht von einer ableiten lassen.

(12) Vgl. jetzt noch M. Müller lectures p. 330 flg.

Sie stehen mit dem Klima und der Natur des Landes in Verbindung, im N. und in den Gebirgen voll rauher Töne mit Cons. überladen, im S. und in der Niederung dagegen vocalreich. Auch der Geist jedes Volkes drückt sich in seiner Sprache aus. Wir leugnen darum nicht, dass die Analyse der verschiedenen Hauptsprachen nicht auf gewisse Wurzeln mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung führen wird, wie chin. *lieu*, japan-chin. *reo*: *ῥέω*; hap. mit cap. (S. 241), *meu*: *mugio* (S. 235); aber diese Uebereinstimmung ist bloss *natürlich*, ohne einen geschichtlichen Zusammenhang der Sprachen und Völker. Eine grössere Spracheinheit entsteht erst durch eine grössere staatliche Einheit und innige Verbindung. Ist doch der Name für Vater auf den verschiedenen friesischen Inseln selbst noch verschieden, auf Amrum nach Kohl (die Marschen und Inseln der H. Schleswig und Holstein II 62) *aatj*, auf den Halligen *baba*, auf Sylt *foder* oder *vaar*, auf Ost-Föhr *oti* oder *ahitj*; in vielen Distrikten des Festlandes *täte*!

Wenn dem so ist, so sollte man aber nicht mehr vom Ursprunge der Sprache im Allgemeinen reden, sondern dem Ursprunge und der Entwicklung der einzelnen Sprachen mehr in Concreto nachgehen. Jakob Grimm¹³ geht auch nur von einer Sprachfamilie, nämlich der indogermanischen, aus. Charakterisirt er nun diese auch richtig, so würde man doch grosse Fehlschlüsse machen, wollte man, was von dieser nur speciell gilt, auf alle Sprachen überhaupt übertragen. Monboddo Vom Ursprunge und Fortgange der Sprache, deutsch von C. A. Schmid. (Buch 3 Cap. 4) liess jede Sprache aus dem natürlichen, unarticulirten Geschrei entstehen und stützte sich dabei auf das, was Gabriel Sagard von der Sprache der Huronen sagt und Lahontan bestätigt. Herder schrieb eine Vorrede zu der deutschen Uebersetzung seines Buches und billigte seine Ansichten ganz. Man hat aber mit Recht angeführt, dass man von einzelnen wilden, vielleicht verkommenen Stämmen nicht auf den ursprünglichen

(13) Ueber den Ursprung der Sprache. Berl. 1852. 8. aus d. Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1851. S. 103—140.

Zustand der alten Culturvölker schliessen könne. Wenn aber Andere die Menschheit in der ältesten Zeit sich als auf einer hohen Stufe der Cultur stehend dachten, so wissen die Chinesen hinsichts ihrer Nation nichts davon. Sie lassen vielmehr ihr Volk unter Leitung hochbegabter Männer, der Führer des Volkes und der Erfinder alles Nützlichen im Leben, erst allmählich aus dem rohesten Zustande zur Gesittung und Cultur fortschreiten, so der Li-ki im Cap. 9 Li-yün fol. 50; und der Anhang des Y-king Hi-tseu (Cap. 13. Art. 1—3. T. II. p. 528—535) nennt die einzelnen alten Weisen, denen man die verschiedenen Erfindungen zuschrieb. Wir könnten noch ähnliche Stellen anführen; es würde sich aber immerhin fragen, ob diess nicht bloss spätere Vorstellungen und historische Philosopheme über die alte Zeit sind. Indessen haben wir einige Bestätigung für die Annahme der Richtigkeit dieser Vorstellung im Allgemeinen durch die Analyse der Elemente der chin. Schriftsprache¹⁴ überhaupt und im Einzelnen erlangt; denn es scheint doch eine merkwürdige Bestätigung z. B. der Angabe, dass man im höchsten Alterthume die Eltern nur mit Gras bedeckt habe, wenn sie gestorben, darin zu liegen, dass der alte Charakter für begraben *Tsang* (7) noch aus Leiche (Cl. 78), unten und oben mit dem Zeichen von Gras (Cl. 140) besteht, wie im Zeichen für *Sse-kung*, dem Vorsteher der öffentlichen Arbeiten, das *Kung* (8), zusammengesetzt aus Grotte und Gewerker (Cl. 116 und 48), noch dafür spricht, dass man vor Alters, wie angegeben wird, nur in Grotten wohnte. Auf solche rohe, einfache Zustände weist denn auch die Bildung der Sprache hin. Dass die Bezeichnung aller abstracten Begriffe von sinnlichen Bezeichnungen ausging, erkennen jetzt wohl die Philologen sämmtlich an. Diess hat schon Locke dargethan. Unsere sämmtlichen abstracten Ausdrücke weisen darauf hin (de Brosses *Traité de la formation mécanique des langues*. Paris. an. IX. 8. II. p. 80). Es wurden

(14) Rémusat *Recherches sur l'origine et la formation de l'écriture chinoise* in *Mém. de l'Acad. des inscr. Par.* 1827. 4. T. VIII. p. 29.

Töne, die in der Natur vorkommen, benutzt zur direkten Bezeichnung oder indem man Eigenschaften darin erkannte und damit Gegenstände, welche diese Eigenschaften hatten, bezeichnete.

Wollen wir nun aber tiefer in das Verständniss der chin. Laute eindringen, so fragt sich zunächst, haben wir die *alte chinesische Aussprache* auch noch? Diese Frage hat neuerdings Edkins¹⁵ besonders erörtert. Er untersucht zu dem Ende die phonetischen Charaktere, die Reime des Liederbuchs (Schi-king), die Reime im Mittelalter, die Aussprache (Bezeichnung) der Sanskritwörter in den chin.-buddhistischen Schriften, die der chin. Provinzdialekte und des Chin. in Korea, Japan und Annam. Was die ersten betreffe, so variiren, wie er bemerkt, Charaktere, welche mit derselben Gruppe zusammengesetzt sind, oft bedeutend, aber merkwürdiger Weise fast nicht in den Ausgangsconsonanten; so wechselt Yang und Siang (9); Tung und Tschung (10), Hiao (Hiau), Kiao und Yao (11), Hai und Kai (12). Endet das Phonema des Simplex in den Volksdialekten der Südprovinzen auf *m*, dann auch in den Comp.; nur bei dem kurzen Tone wechselt *m* auch mit *p*, z. B. tschem (13) und tiem mit tiep, *n* mit *t* z. B. tán (14) mit tát, d. h. doch nur mit ta, wozu der Volksdialekt noch ein *t* hinten anfügt; die Wörter, welche auf *aú*, *á*, *è* und *ú* ausgehen, enden in Comp. auf *k*, also *káu*: (15) *kúk*; *ai*, *ui* *é*, *u*, *ü* nehmen *t* an, als *hai-hiát* (16), *ui* aber auch *p*, z. B. *nui-nap* (17); *fung* (18), der Wind, lautete früher *fam* und dieser Ton kommt noch in Compositis vor.

Wenn die Mdrspr. jetzt ohne Unterschied *Ki* schreibt, wo der Volksdialekt *Kik*, *kip* und *kit* (19) unterscheidet, so müssen diese Unterschiede wohl ursprünglich stattgefunden haben, eben so zwischen *Fut* und *Fúk* (20), wo die jetzige Mdrspr. nur *Fo* hat. Lange und kurze Töne scheinen ursprünglich geschieden ge-

(15) On ancient Chinese pronunciation in Transact. of the China branch of the Roy. As. Soc. Part. IV. 1853—54 Hong-kong 1855 p. 51—85.

wesen zu sein, da sie fast durchgehends mit andern Gruppen geschrieben werden.

Die zweite Quelle zur Kenntniss der Aussprache der alten Cons. sind die *Reime des Schi-king*, die bis 1000 v. Chr. hinaufgehen. Man muss einen Charakter oft des Reimes wegen anders aussprechen als gewöhnlich, wie von den Auslegern bei jeder Stelle bemerkt wird. Die Untersuchung ergibt nun auch hier die 6 Arten von Endcons., wie die der phonetischen Charaktere. *Sim* (statt *Sin*) (21), das Herz, reimt nie mit einem Wort auf *n*. Die Wörter, die jetzt in den Volksdial. auf *ng, n, m, k, t, p* ausgehen, müssen während der Dyn. der Tscheu ebenso schon ausgegangen sein: denn verschieden ausgehende Wörter, die jetzt in der Mdrspr. gleichlauten, reimen nie aufeinander. Diese ist daher eine Neuerung. Drittens auch die *Gedichte* und die *Wörterbücher* der *mittleren Zeit* zeigen nach Edkins noch diese alte Aussprache. Die Gedichte aus dieser Zeit ergeben nur noch das finale *m*, die Wörterbücher die Initialen *b, d, g* und *z* bei einer Anzahl Wörter, die im jetzigen Mandarinendial. mit *p, t, k* und *s* beginnen, eben so die Endcons. *k, t* und *p*. Viertens auch die Schreibung *der Sanskritwörter* in den chin. Uebersetzungen der buddh. Schriften, die etwa aus d. J. 411—700 datiren, zeigen noch die alte Sprache, ehe die Reducirung der Anzahl von Sylben stattfand, so namentlich noch die Endcons. *t, n* und *m* und die Anfangscons. *t, d, p* und *b*. Edkins hat hier nur einige Belege; Prof. Julien¹⁶ hat inzwischen ein eigenes Werk über die Umschreibung der Sanskritwörter in den chin. - buddh. Schriften herausgegeben; er hat dabei nur, wie Pauthier (Journ. As. 1861 T. 18 p. 284) bemerkt, nicht die Volks-Aussprache der chin. Charaktere zur Zeit, wo die Uebersetzungen gemacht wurden, beachtet, sondern nur die jetzige Mdrspr. dabei zum Grunde gelegt. Wir müssen auf ihn des Weiteren wegen verweisen.

(16) Methode pour dechiffrer et transcrire les noms sanscrits, qui se rencontrent dans les livres Chinois. Paris 1861. 8.

Wenn ursprünglich Jip, Jit, Jik, Jim von Ji und Jin verschiedene Wurzeln waren, so sieht man, wie sehr die Zahl der Wurzeln dadurch sich vermehrt.

Fünftens, auch das Chin. in *Korea*, *Japan* und *Cochinchina* verdient Berücksichtigung. *Korea* kam unter den Han mit N. China in Verbindung. Wir finden nun hier das Finale *m*, *p* und *k*, das in N. China verloren gegangen ist, regelmässig; statt *Wu* heisst es in *Korea* *Mo*; statt *Wan* — *Man*; statt *Voe* — *Mut*. Das korean. Alphabet hat ein weiches *b*, *d*, *g*, *z*, aber braucht es nicht für chin. Wörter. Es herrschten also damals in N. China schon die härtern Cons. *p* und *t*, *k* u. s. w. Mehrere Wörter werden ganz verschieden geschrieben von der Art, wie man sie jetzt in den N. Provinzen ausspricht, z. B. *Hia* lautete: *há*, *King*: *Kiang*. Edkins meint diese Aussprache stamme aus der D. Thang (620 — 904). Bei der neuern Umschreibung chin. Wörter nach dem Mandarinendial. im Koreanischen, welche Klaproth in seiner *Asia Polyglotta* p. 335 flg. nach Broughton, Witsen u. a. gibt, fehlen die Endcons. *m*, *p* und *k*.

Die *Japaner* schrieben chin. Charaktere auf unter den Dynastien Han, U und Thang und unterscheiden nach Rodriguez die Aussprache jeder dieser Dynastien, bei ihnen Kan, Go und To genannt. Die Vergleichung des Japan.-chin. ist aber schwierig; man muss unterscheiden, was Entstellung in fremdem Munde und was ursprünglich Altchin. ist. Edkins geht hier nicht tief genug in die Sache ein. Pauthier (*Journ. As. Sér. V. 1861 T. 18 p. 276 flg.*) hält besonders das Jap.-chin., *koye* genannt, für geeignet, uns auf die alte Aussprache des Chin. zu leiten; sie näherte sich ausserordentlich der Aussprache der S. Provinzen Chinas, Tsche-kiang's, Fo - kian's und Kuang - tung's und selbst der An-nam's (Tong-king's und Cochinchina's), indem sie ebenfalls statt der kurzen Voc. am Ende stumme Cons. habe. Diess weist auf einen gemeinsamen Ursprung, auf die Zeit vor Einführung der chin. Schrift in Japan im 3. Jahrh. n. Chr. hin. Nach Rodriguez (*Elements de gramm. japon. §. 1*) und den *Annales des empereurs de Japan trad. par Titsingh* hatten die Japaner bis 284

n. Chr. keine Schrift, sondern alle Erlasse und Bekanntmachungen geschahen nur mündlich. Damals wurden erst die Charaktere der Thsin (Sin-zi) oder der Han (Kan-zi) durch Wao-nin (Wang-jin) eingeführt. Die jap. Aussprache der chin. Charaktere stamme also aus der Zeit der D. Han (bis 220 n. Chr.) oder der kleinen D. U zur Zeit der drei Reiche 222—277 (Gowon d. i. U-wen genannt). Die später unter den Thang durch die Buddhisten eingeführten heissen Töne der Thang (To). In den S. Provinzen und in An-nam erhielt sich die Aussprache nur durch mündliche Tradition, während sie in Japan seit der ersten Hälfte des 8. Jahrh. durch das wenn auch mangelhafte jap. Syllabarium fixirt wurde. Pauthier zeigt die Uebereinstimmung des Jap.-chin. mit den S. chin. Volksdial. und dem Chin. in An-nam (S. 280) an mehreren Beispielen. So heisst z. B. der Norden im Mandarin-chin. *Pe* (22), im Jap.-chin. *Pek*, in Fo-kian und Ning-po *Pok*, in Canton *Pak*, in An-nam *Back*; 8 im Mandarin-chin. *Pa*, in Ning-po *Pah*, in Fo-kian und Canton *Pat*, im Jap.-chin. *Fats*, in An-nam *Bat* u. s. w. Diese Uebereinstimmung ist nicht zufällig. Die S. Provinzen, so wie An-nam, erhielten erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. chin. Civilisation und mit ihr chin. Sprache und Schrift. Thsin-schihoangti verpflanzte über 500,000 chin. Colonisten dahin, die ihre Sprache mitbrachten und ihre Aussprache ist also die der damaligen Chinesen. Es fehlt uns aber noch ein gutes jap. Wörterbuch; — die von Medhurst, Siebold und Gochkewitsch genügen nicht — von A. Pfizmaier's Wörterbuch der jap. Sprache, Wien 1851 4. ist nur die erste Lieferung erschienen. Er bemerkt Vorrede S. IV, dass neben der eigentlichen jap. Sprache noch eine andere mit chin. Wörtern gemischte existire, deren Zahl die der jap. weit übertreffe. Chin.-jap. Wörter gibt L. de Rosny Introduction à l'étude de la langue Japonaise, Paris 1856 4. p. 84.

Eben so ist die Aussprache des Chin. in An-nam zu beachten. Edkins benutzt aber nur P. Morrone's Wörter-

buch ¹⁷. Taberd (Dictionarium Anamitico latinum. Serampore 1838 4.) gibt im Appendix ein vollständiges Verzeichniss der chin. Wörter, welche im Annam. vorkommen mit der dortigen Aussprache. Wir finden da am Ende t, c, ch, m auch p ¹⁸. Wir heben nur das Resultat von Edkins Vergleich des Chin. in Korea, Japan und An-nam p. 73 noch hervor. In Korea haben sich die alten chin. Endcons. m, k und p; in Japan und Cochinchina auch noch das Finale t; in Japan die weichen Cons. g, d, b und z der alten chin. Aussprache erhalten. Die dort erhaltenen Endvoc. weichen von der neuern Mandarinenausspr. bedeutend ab. Sie sprachen am Ende i, e, a, o, u und statt des jetzigen i, á, ó, ú und iéu, in der Mitte fehlten oft i, á, ú, die die Mdrspr. jetzt hinzusetzt und umgekehrt.

Endlich sechstens zieht Edkins auch die chin. *Volksdial.* herbei, deren Aussprache ihm älter scheint als die der Mdrspr. Er unterscheidet zwei Classen: In Kiang-si, Fu-kian und Kuang-tung ¹⁹

(17) *Du Ponceau* Dissert. on the nature and character of the Chin. system of writing. Subj. a Vocabulary of the Cochinchinese language, by Jos. Morrone. Philadelph. 1838. 8.

(18) *W. Schott* Zur Beurtheil. der annamitischen Schrift und Sprache. Berlin 1855. 4. — *L. de Rosny* Notice sur la langue Annamitique. Extrait de la Revue de l'Orient. Paris 1855.

(19) Nach *Bazin* (Journ. As. 1845. Sér. IV. Bd. 6. p. 116 flg.) erscheinen die Dial. von Canton und Fu-kian als ganz andere Sprachen. Sie haben ganz verschiedene Wörter. *Hao-saing* heisst in Fu-kian der Sohn, *Gin-a* ein Slave; merkwürdig ist besonders *Ey* ich kann und *bey* ich kann nicht. Dann unterscheiden sie sich vom Kuen-hoa durch die verschiedenen Intonationen. Man unterscheidet 7 — 8 verschiedene Töne und der Ton wechselt an der Küste oft alle 100 e M. *Rob. Thom* (Esop's Fables Introduction p. VIII) sagt: Der Cantondial. ist von der Mdrspr. so verschieden, als das Portugiesische vom Spanischen; der Fu-kian-Dial. noch verschiedener, wie Gälisch vom Englischen, und *Dr. Cuming* bestätigt es. In Emuy schreibe man *Fu* (Hu) (23) Vater, spreche aber *Pay*, schreibe *Sit-huan* (Schi-fan) (24) Reis essen, spreche aber *Tscheah-puing*, schreibe *Hián-jin* (25), der Weise, spreche aber *Gao-lang*. Ich habe euren Namen gehört: *Wen-ming* (26) im Mand.-Chin. liest er *Bun-beng*, spricht aber in seiner Volkssprache *Thëna-mëna*. Die Sache ist

sind die Endcons. mit der grössten Sorgfalt erhalten, in Kiang-su, Ngan-hoei, Tsche-kiang, einem kleinen Theile von Nord-Kiang-si und vielen Theilen Hu-nan's sind die alten Initialen noch im gewöhnlichen Gebrauche, die Endbuchstaben nicht so mehr. Die ersten drei Provinzen sagen Tschi (125), Ri, mit End. i, nach s sagt man in Canton i, in Fu-kian fehlt es aber; für Tseu (27) sagt man Tschu, für Si (28) sagt man in beiden Dial. Sei oder Sai; für Hao (29) oder Hau — Ho, für Tu (30) die Erde To — für Thian (31), Himmel, in Canton T'in, in Fu-kian T'in; statt Schang (32) oben, sagen sie in Canton Schiung, und in Fu-kian Tschüung oder Siong; statt Hia (33), unten, Hd oder I, statt Hiao (34) Pietät Hdu, mit Auslassung des i, das anderswo wieder eingeschoben wird, wie statt Schao (35) klein Tschio oder Schiü; statt Pen (36) die Wurzel sprechen sie es mit langem u Pün.

Es ist diess gewiss alles zu beachten; doch weiss ich nicht, ob Edkins mit Recht (p. 75) in dem allen die alte Aussprache sieht und ob ähnliche Wortformen im Chin. der Nachbarländer dieses, wie er meint, bestätigen. Es könnten hier auch Provinzialismen oder Entstellungen des guten Chin. sein. So sieht es noch L. de Rosny Introduction à l'étude de la langue Japonaise. Paris 1856 4. p. 10 beim Jap.-chin. an und auch Pfizmaier Wörterbuch der jap. Sprache. Vorrede S. IV und J. Hoffmann in Donker Curtius Proeve eener Japansche Spraakkunst Leiden 1857, p. 2. Jede fremde Sprache wird eine andere nur mangelhaft auffassen und wiedergeben und wenn *Jin* der Mensch im Cantondial. *Yyn*, im Jap.-chin. aber *Nin* lautet, so kann beides nicht das ursprüngliche sein. Alle die Nachbarländer aber haben viel zu spät chin. Colonisten und Cultur aufgenommen, als dass wir in ihnen die ursprüngliche Aussprache Yao's und Schüns sehen könnten. Wer wollte in einem westphäli-

einfach die, diese Provinzen hatten ursprünglich eine besondere, vielleicht nicht einmal eine einsylbige Sprache, wie Japan und Korea. Dieser gehören die Ausdrücke der Volkssprache an, das Chin. drang ein, wird aber, wie in Japan, bedeutend anders ausgesprochen als in der Mdrspr.

schen, Schweizer- oder Elsässer-Dialect das ursprüngliche Deutsch sehen? Allerdings hat sich auch in diesen Dial. manche alte Form besser als in unserer Schriftspr. erhalten; aber um zu beurtheilen, welche diess sei, muss man schon sicher die alten Formen kennen. *Schi* und *Tse* (37) reimte früher, sagt er, mit *Pi* und *J* (38); *Tse* (39) lautet in Ning-po *Zi*, *Sse* (40) in Schanghai *Sí*; *Khi* (41), der Odem, in Fu-kian *Kúí* und ähnlich in Korea. Diess könnte sich daraus erklären, dass die Colonisten in diesen Ländern aus jenen Provinzen Chinas und zwar aus dem untern Volke hervorgingen. Erheblicher ist, wenn *Thian* der Himmel in S. China *Tin* lautet und eben so im Liederbuche reimt. Die Reime des Liederbuchs allein möchten sonst für die alte Aussprache auch nicht durchaus entscheidend sein. Wie viele falsche und schlechte Reime kommen bei unsern Dichtern vor und wer wollte daraus schliessen, dass man zur Zeit ihrer Abfassung die Wörter so ausgesprochen habe, wie der Dichter sie reimt? Im Liederbuche sagt er (p. 79) reimt *Ti* (42) die Erde wie *Dá*; das stimme zur Gruppe *Yé* oder *Yá* (43), wie *Pi* (44) *Ba* laute, wozu mehrere Comp. desselben, die auf *a* auslauteten und später *Po* gelesen wurden, passten.

Was die Schlussvocale betrifft, so lautet *u* (45) am Ende in den Dial. und wie er meint, in der alten Form *ok* und *hio* oder *hio* (46) — *kök*, *Yo* (47) in Canton *iuk* und *ho* (48) — *háp*; die Zahlen *tsi* (sieben) *pa* (acht) und *schí* (zehn) (49) früher *tsit*, *pat*, *chep* und in Siam *tschea*, *ped* und *sid*. Wenn die Aussprache der D. Thang so gewonnen sei, vermöge man, meint Edkins p. 82, mit Hilfe der poetischen Ueberbleibsel, der gereimte Prosa des Tao-te-king, des Y-king und anderer alter Werke der alten Aussprache sich eher zu nähern, als wenn man bloss von der jetzigen Mandarinenaussprache ausgehe. Das Resultat seiner Abhandlung ist nach ihm der Gewinn einer neuen Aussprache mehrerer Voc. zur Zeit der D. Thang; zweitens, dass bei verschiedener Aussprache die gesprochenen Töne älter seien als die gelesenen. Der Vergleich drittens der Orthographie des Korean. und Japan.-Chin. mache es wahrscheinlich, dass in den N. Provinzen zur Zeit der D.

Thang die Bildung der Mdrspr. bereits begonnen habe, aber nur der alte Cons. *t* am Ende erst verschwunden war. Viertens, da die jap. und korean. Orthographie weit besser mit den Formen der S.-O. Dial., wie sie gesprochen werden, als mit den gelesenen stimme, müsste diese jünger als die D. Thang (620—907 n. Chr.) sein. So beachtungswerth übrigens Edkins Untersuchungen sind, so bedürfen doch die Reime des Liederbuches und der spätern mittelalt. chin. Dichter, die Abweichungen der chin. Dialecte, die Aussprache des Chin. in Korea, Japan und An-nam und die Umschreibung von Sanskritwörtern in chin.-buddh. Schriften noch einer viel vollständigeren und gründlicheren Untersuchung, als bisher geschehen ist, oder als es im Augenblick uns möglich ist, um zu einigermaßen sichern Resultaten zu führen. Schliesslich gibt er S. 84 noch eine Uebersicht der veränderten Aussprache seit der D. Thang. Da wir die meisten Beispiele schon erwähnt haben, heben wir nur noch hervor, dass man nach Edkins statt *I* (50) Recht damals *Ngí*, statt *Yuei* (51) der Mond *Nguét*, dagegen statt *Ngán* (52) Ruhe *ön*, statt *scháng* (53) oben *jiung* gesprochen haben soll; statt *ye* (54) — *yiep* u. s. w. So viel scheint sicher, dass das Wegfallen der Endcons bei kurzen Sylben, aber auch nicht bei allen, anzunehmen ist. Es ist dasselbe Phänomen, das in Europa in den roman. und auch in den deutschen Dial. zum Theil sich zeigt. So sagt der Franzose *foi* statt *fides*, *roi* statt *rex regis*, *loi* statt *lex legis*, *toi* statt *tibi* und *toujour* wurde aus *totum diurnum* gebildet und im Plattdeutschen sagt man: *Ick lei di* für: *ich leite dich*, im Engl. *gospel* für *godsspel*. Diess ist ganz den Veränderungen, die man bei den chin. Wörtern voraussetzt, gemäss. Auch davon dass vorne Buchstaben weggefallen sind, wie das *Ng* vor *I*, haben wir Beispiele; so wurde ja aus *Chlodwig*: *Ludwig*, plattd. *Bost* aus *Brust*, wovon *Büste* kommt; im Lat. aus *stlis* — *lis, tis*, vergl. *Streit*, *nosco* aus *gnosco*, *nomen* aus *gnomen*; so könnte das *r* in den Dial. und dem Chin. der Nachbarländer auch ursprünglicher sein als das *l* in *Lui* der Donner, *Lung* der Drache und anderen Wörtern.

Finden wir nun die chin. Wurzelwörter, aus welchen die neuere Sprache besonders — die ältere viel weniger — eine solche Fülle von zusammengesetzten Wörtern gebildet hat, wie wenig andere, wenn wir sie aus ihrer jetzigen abgeschliffenen Form auf die ursprünglich vollere zurückführen, den Wurzelwörtern anderer Sprachen ähnlich, so führen sie nackt, wie sie zu Tage liegen, uns indess zu den Ursprüngen der Sprache und namentlich der chin. hin, und lassen uns wenn auch nicht immer, doch einzeln erkennen, wie der Mensch, namentlich in China, es angefangen hat, sich seine Sprache zu bilden. Dr. Piper²⁰ hat die Sache berührt, doch zu kurz und zu oberflächlich. Bei vielen Worten, nach seiner Zählung 7—800, sagt er, wird der Naturlaut, dem sie nachgebildet, ausdrücklich angegeben. Diese Naturlaute sind Interjectionen, Thierstimmen oder Geräusche, z. B. *I* der Schrei der Verwunderung, *Hao* das Gebell des Hundes oder Gebrüll des Tigers (55), *Hoei* das Grunzen des Schweines, *Lieu* das Geräusch des Windes, *Mi* (Mai) (56) das Blöken des Schafes; durchschnittlich liessen sich aber die Bedeutungen der Wörter nicht bis auf den zu Grunde liegenden Naturlaut zurückführen, weil nicht selten ein Laut sehr verschiedene Geräusche ausdrücke, z. B. *Siü* das des Reiswauschens, des fliegenden Pfeiles, der wogenden Bäume. Diess ist aber wohl kein zureichender Grund dieser Forschung aus dem Wege zu gehen, da man ja die verschiedenen Laute trennen kann. Schwierig bleibt die Sache jedenfalls. Man muss von den Gruppen der Schriftsprache ausgehen, die auf den Zusammenhang der mit derselben Gruppe geschriebenen Wörter oder der Bedeutungen eines Wortes hinweisen, aber auch da abziehen, wenn eine Gruppe bloss statt einer andern wegen der Laut- oder Formähnlichkeit der Charaktere gesetzt ist. Dann fragt es sich nach dem Zusammenhange der mit verschiedenen Gruppen

(20) Ueber die Bedeut. etymol. Forsch. in der chin. Sprache in d. Jahresb. der d. morgenl. Gesellsch. Leipz. 1847. p. 160 fig.

oder Zeichen geschriebenen gleichlautenden Wörter und zwar zunächst, ob sie ursprünglich gleich waren, und endlich um ihren Zusammenhang mit den Naturlauten. Das Liederbuch gibt viele solche Naturlaute und Endlicher (Chin. Gramm. p. 354 flg.) hat eine Reihe solcher aus dem Schi-king gesammelt und die der Mandschu-Uebersetzung und die volksthümliche Form, welche die Wörterbücher anführen, hinzugesetzt. So bezeichnet *Kao-kao* (Kor-kor) den Ruf der Wildgänse, *Yao-yao* (Dschar-dschar) den Ruf des Heupferdes; *Su-su* (Cheb-cheb) das Geräusch des Flügelschlages der Wildgans; *Siao-siao* (Chor-chor) das Rauschen des Windes und Regens; *Lin-lin* (Kungor-kungor) den Lärm fahrender Wagen; *Po-po* das Wagengerassel; *Hian-hian* (Kakung-kikung) das Rollen eines Lastwagens; *Ling-ling* (Kalang-kiling) das Geklirre aneinander gekoppelter Hunde; *Tsiang-tsiang* (Kiling-kiling) das Geklingel aneinander schlagender Geschmeide; *Thsiang-thsiang* (Tang tang) den Ton einer geschlagenen Glocke; *Tsang-tsang* (Kholor-kholor) das Schellengeklingel; *Kan-kan* (Tung-tung) den Ton einer Trommel und den Lärm beim Holzfällen; *Ting-ting* (Tak-tik) den Ton beim Holzschlagen und *Hu-hu* (Dche-dcha) den Ruf der Holzhauer. Man sieht, dass wenn die Mandschusprache einzeln an die chin. Laute anklingt, sie meist selbst in der Auffassung und Wiedergabe dieser Naturlaute abweicht. Diese Laute an sich gewähren aber auch wenig Einsicht. Wenn der Chinese die Katze *Miao* oder *Miau* nennt, so ist diese Benennung offenbar nach dem Tone, den wir als *miauen* bezeichnen, gebildet. Auch der Hahn im Chin. *Ki*, könnte der *Ki ke ri ki*-Hahn sein. *Ua*, in Canton *Ga*, heisst *quacken* und vomere, daher *ua* der *Frosch*; dahin gehört auch *meu*, jap.-chin. *mo* oder *bo*, *mugire*, *muhen* vom Ochsen. Doch ging von solchen Naturlauten der Thiere u. a. die Sprachbildung nicht weiter aus. Wir bezeichnen auch z. B. den *Finken*, wie der Lateiner *pincio*, offenbar nach dem Tone, den er von sich gibt: *Pink-pink*, wie den *Ku-kuk*, lat. *cuculus*, *turtur* u. s. w., von dem Tone des Vogels, den man zu hören meint; aber aus

diesen Wörtern hat sich kein Sprachschatz gebildet²¹. Der Mensch musste in einem solchen Naturlaut erst eine bestimmte Eigenschaft ausgedrückt finden, dann konnte er alle die Gegenstände, die eine ähnliche Eigenschaft ihm zeigten, und abgeleitetweise was diesem ähnlich war, damit bezeichnen. Das Thier kann auch Töne von sich geben und vernehmen, hat aber keine Vernunft, keine allgemeinen Begriffe, daher auch keine Sprache. Die Bezeichnung der Gegenstände in allen Sprachen geht auch nur von *einer* Eigenschaft aus. Die *Fliege* heisst nur das fliegende, die *Spinne* das spinnende, die *Schlange* das sich schlingende, *serpens* das kriechende (Thier); die *Hand*, von *hindan*, das fassende; der *Arm* zu *armus* ἄρμω, ἀρτίστω das eingefügte (Glied), *equus*, ἵππος, sanskr. *akhwa* das schnelle (Thier), der *Ochse*, althochd. *Auhsan*, der Zieher, vom Sanskr. *Vah* lat. *veho*. Die *Rose*, auch der *Rost* heissen das *Rothe*; die *Galle* das *Grüne*, obwohl ursprünglich diese allgemeinen Ausdrücke wieder nur von Bezeichnungen von Einzelheiten ausgingen und das *Grüne* z. B. ursprünglich das *Grasige* hiess, das *Rothe* das *Blutartige* und das *Besondere* nur auf das *Allgemeine* übertragen wurde. Es begreift sich nun, wie ein und dieselbe Eigenschaft in verschiedenen Sprachen das verschiedenste bezeichnen kann, z. B. das *Weisse* im Hebr. חָרִי das *Waizenbrod*, *Ragata* im Sanskr. das *Silber*, wie im Lat. *argentum* und gr. ἀργύριον, im Aethiop. *Charir* die *Baumwolle*, im Arab. *beidah* das *Ei* bezeichnet; das *Rothe* im Hebr. אֶדָם den *Rubin*, אָדָם den *Menschen*, arab. *Askar* den *Fuchs*, im Lat. *rufus* den *Hirschluchs* und *rubus* die *Himbeere*, im Samojedischen *Narawa* das *Kupfer*; im Deutschen hat, wie gesagt, der *Rost* und die *Rose* von der *Röthe* den Namen. Es begreift sich nun,

(21) Dass aus Onomatopoeticis und Interjectionen sich keine Sprache gebildet hat, führt auch M. Müller Lectures p. 344 flg. aus. Eine seltene Ausnahme ist es, wenn vom franz. *cock*, der *Hahn*, sanskr. *kukkuta*, der vom Gackeln genannt ist, die metaphorischen Ausdrücke, *coquetterie*, *cocart*, *cocarde*, *coquelicot*, (der *rothe wilde Mohn*, wegen der Aehnlichkeit mit dem *Hahnenkamm*) benannt sind.

wie es im Arab. 50 Wörter für Löwe, 200 für Schlange, 1000 für Schwert, 24 für Pferd und 21 für Feuer — freilich oft nur poetische Ausdrücke — geben kann. Man begreift ferner, wie die verschiedenen Sprachen denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten auffassen und daher verschieden bezeichnen konnten. Der Lat. nannte den Affen *simia*, vom Gr. *σιμῶς*, den Stumpfnasigen, im Sanskr. heisst er *Kapi* der Gaffer. Der Lat. nannte den Himmel das Hohle *coelum*, gr. *κοῖλον*; wir *Himmel*: das bedeckende, von *himen*; der Engländer *heaven* von *to heave* heben, das Erhabene, der Hebräer *שָׁמַיִם* von *שָׁמַח* hoch sein, den hohen, der Pole Niebo, den Bewölkten, zu *νέφος*, *nebula*, *nubes*.

Wir wollen nun das Chin. noch durch ein oder das andere Beispiel erläutern. Im Chin. ist uns eine ursprüngliche Wurzelgrundlage erhalten, die, wie der Granit, unter allen Lagern menschlicher Sprache liegt. Wesentlich ist dabei, dass die Bedeutung des Tonlauts den Chin. eigen sei und unpassend will daher z. B. H. Steinthal (de pron. relativo Berol. 1847 p. 14) alle Bedeutungen des Chin. *fei* (57) *improbare*, *odisse*, *despicere* vom (deutschen) Ausdrucke *Pfui* oder *Fi* ableiten, welche Bedeutung das chin. Wort gar nicht hat. Den Ton *Hi-hi* (58) finden wir aber als den Ton des Lachens und Verspottens (Y-king 37, 3), wie wir ihn auch kennen. Im Chin. in An-nam (Taberd app. p. 30) und im Cantondial. lautet er eben so. Es ist begreiflich, wenn *hi* (59) nun der Ausdruck für Freude (Y-king 39, 5) und *hi* mit einem andern Accente auch für wünschen, dann später für eine Lustpartie machen (60), weiter für das (lachende) Glück (61) gebraucht wurde. Der Glanz des Auges (62), das Licht der Sterne (63) konnte als etwas Heiteres auch damit bezeichnet werden. Diesen Ideenzusammenhang beurkundet nun die Schriftsprache, welche alle diese Bedeutungen mit derselben Gruppe, nur mit den verschiedenen Zusätzen: Mann oder Herz, Frau, Geist, Auge, Feuer schreibt. Auch *hi* (64) spielen und lachen, Theaterstücke aufführen, obwohl mit einer andern Gruppe geschrieben, möchte hieher gehören; doch könnte auch ein anderer Ideenzusammenhang stattgefunden haben, da diese Gruppe auch

mit der Lanze spielen und in Comp. mit Berg (65) einen gefährlichen Bergpass bezeichnet, was dem Bilde entspricht.

Von einem andern Urlaute, der auch verschieden geschrieben wird, geht *hi* (66) aus als Ton des Fragens oder Bewunderns wie lat. *qui, quis, quid?*

Wieder von einem andern *hi* ist es vielleicht als Ton beim Sprechen (67) und Athmen im Schlaf (68). Letzteres schreibt man auch mit der andern Gruppe und an diese knüpfen sich der Schriftsprache nach die abgeleiteten Bedeutungen von Seufzen (69), Furcht (70), verlangen (71), wenig (72). Das Bild bezeichnet ursprünglich dünnes Zeug.

Eine ganz andere Gruppe bildet *hi* (73), wenn es verbinden, sich folgen und wieder eine andere, wenn es erwarten (78) heisst, und ging auch wohl von einem andern Tone aus. Im Chin. in An-nam lautet die Gruppe für *expectare, actus, qui suspicionem movet* nach Taberd (App. p. 29) auch *hê*. Von jener Bedeutung abgeleitet sind wohl, obwohl die Schriftsprache da nur die zweite Gruppe hat, der Gürtel (75), ein Boot befestigen (76). Diese heisst ursprünglich wie? (74) zweifelnd, dann ein schmaler (zweifelhafter) Fusspfad (77) und anhalten, erwarten (78). Die Schriftzeichen lassen an der Ideenverbindung der letztern nicht zweifeln, obwohl nicht klar ist, warum man den Ton *hi* gerade zur Bezeichnung von verbinden wählte. Der Cantondial. hat für dieses *hi* (*he*) auch nur den Ton *hi* oder *hei*, der Pekingdial. *shi*. Die Verschiedenheit der Gruppen aber, deren die Schriftsprache sich bedient hat und die Verschiedenheit der Grundbedeutungen, auf welche wir die Manigfaltigkeit der Bedeutungen zurückzuführen gesucht haben, lässt vermuthen, dass diese von sehr verschiedenen Naturlauten, welche die Mdrspr. und auch die Volksdial. nur nicht mehr unterscheiden, ausgegangen sein möchte, wie ja auch bei uns z. B. die Töne *hl* und *l* später vermischt sind.

Ein zweites Beispiel sei das Wort *ming*, welches auch im Cantondial. so lautet. *Ming* (79) bezeichnet den Ton oder Gesang eines Vogels, wird dann aber auch vom Flügelschlage der Insecten

gebraucht, auch vom Tone einer Glocke, ursprünglich wohl einen feinen, hellen Ton bezeichnend. So begreift sich, wie *ming* (80) mit einer andern Gruppe, die aus Sonne und Mond zusammengesetzt ist, geschrieben: hell, klar, glänzend, auch erläutern, erklären heissen kann. Vom Auge (81) bedeutet es klar sehen, von Pflanzen sprossen (an das Licht kommen) (82), obwohl diess auch *meng* heisst. Wenn endlich mit dem Zeichen Schale oder Blut es auch Eid, einen Eid leisten bedeutet (83), so erklärt sich diess daraus, dass nach dem Tscheu-li (36, 41) beim Eide die lichten Götter, Sonne und Mond, angerufen wurden. Wenn *mìng* (84) auch die Schale aus irdener Waare heisst, aber mit anderm Accent, so könnte diese vom hellen Klange den Namen haben. Ein anderes *míng* (85) heisst Befehl, Beschluss, Vorschrift, dann auch Geschick, Loos, Leben, vielleicht ursprünglich ein klarer, deutlicher Befehl oder Ausspruch.

Eine andere Gruppe für *míng* (86) bedeutet Name, Titel, Ruf, vielleicht eigentlich der helle Ruf bei Nacht. Die Gruppe ist nämlich zusammengesetzt aus Abend und Mund (Cl. 36 u. 30); um im Dunklen bekannt zu sein, muss man rufen. Mit Metall, bedeutet dieselbe Gruppe noch *míng* (87) den Namen eingraben zur Erinnerung; mit Rede Cl. 149 *míng* (88) durch Namen unterscheiden; mit Pflanze, *mìng* (89) Abends gepflückter Thee, Theesprossen; dazu *míng* (90) eine Art (Abend-) Trank, wenn beide nicht zu der gleich zu besprechenden Bedeutung dunkel gehören.

Ming (91) hat nämlich, freilich mit einem andern Accente, auch ganz die entgegengesetzte Bedeutung von helle, nämlich dunkel. Die Gruppe ist auch eine ganz andere und deutet die bedeckte Sonne an. Man kann sich etwa denken, dass die Helle weggedacht wird; wo die Helle weg ist, ist es dunkel. Auch bei uns heisst der Kohl köpft, er setzt Köpfe an, der Henker köpft aber: er schlägt den Kopf ab; so heisst *eul* (135) im Chin. Ohr, *eúl* (136) mit dem Accent *khiü* aber die Ohren abschneiden. Mit dieser Gruppe *Ming* werden mehrere Charaktere zusammengesetzt, die Augen schliessen (92), ein trunkener Mann (93); wenn dieselbe Gruppe mit Cl. 38 (94) auch hell, glänzend heisst, so

ist sie wohl missbräuchlich für die erste gesetzt. Die Gruppe lautet auch im Cantondial. wie die erstere *ming* und eben so beide im Chin. in An-nam *minh* (Taberd app. p. 40), so dass es keine verschiedene Wörter sind.

Ein drittes Beispiel sei *ho*. Hier unterscheiden die Dialecte zwei verschiedene Wörter. Das erste *ho*, im Pekingerdial. guttural, lautet im Cantondial. *fo* oder *wo*, wie im Span. aus dem lat. *f* öfter ein *h* wird, *filius* — *hijo*. Das zweite *ho* lautet im Cantondial. dagegen *hap*.

Das erste *ho* bezeichnet nun die verschiedensten Sachen: das Feuer, den (Hoang) *ho*, Korn u. s. w. Um den Laut zu verstehen, bemerken wir, dass *ho* (95) oder *fo* den Ton bezeichnet, wenn man den warmen Athem aushaucht. Das Bild aus Mund und Feuer zusammengesetzt, spricht es deutlich aus. Man begreift nun wie *ho* (96) — im Jap.-chin. aber *kva* — das Feuer, brennen und Fieber bezeichnen kann. Mit Mann bezeichnet es dann aber auch einen Kameraden, der mit einem dasselbe Feuer theilt (97). Wenn das Korn *ho* (98) heisst, so bezeichnet es vielleicht ursprünglich das reife Korn. Davon kommt mit Zusatz des Zeichens von Mund *ho* (99) Eintracht, Zufriedenheit, Milde; wenn der Chinese Korn hat, ist er zufrieden; statt mit Mund schreibt man den Charakter auch mit musikalisches Instrument Cl. 214 oder Wort Cl. 149. Da aber mit Mund über dem Zeichen von Korn gesetzt (100), es auch das Schreien eines Kindes (nach Korn?) bezeichnet und mit Metall Cl. 167 (101) das Anschlagen von Metallglöckchen, so könnte das Korn auch von den herunterhängenden Aehren, die an einander schlagen, genannt sein.

Eine andere Gruppe, mit der *ho* vielfach geschrieben wird, lautet im Simplex *kho* (102) können, fähig sein. Diess könnte vielleicht ein anderes Wort sein, da *ho* im Pekingerdial. guttural ist. Der Charakter ist zusammengesetzt aus Mund und einem Zeichen, der den Odem andeutet, so dass der Begriff auch von einer Art des Ein- und Ausathmens ausgeht. Von dieser Gruppe kommt mit Cl. 9 Mann das Fragewort *ho* (103) wer? was? mit Cl. 30 heisst es noch: den Athem ausstossen, fra-

gen (104). Davon hat nun mit Cl. 85 der (Hoang) ho (105) den Namen: der daher braust; mit Cl. 64 Hand (106) heisst es fassen, greifen u. s. w. Wir übergehen noch andere Bedeutungen.

Ein ganz anderes Wort ist *ho* (107) im Cantondial. *hap* und auch im Chin. in An-nam *hap* (Taberd app. p. 29). Der Grundbegriff ist vereinigen, versammeln, übereinstimmen, fassen, folgen. Es erinnert an das lat. *capere*, unser *haben*, *haben*. Es wird auch mit einer ganz verschiedenen Gruppe geschrieben, in deren verschiedenen Comp. die Grundbedeutung des Simplex noch durchschimmert. Wir wollen aber alle einzelne Bedeutungen, deren viele sind, hier nicht durchgehen; wir wollten nur andeuten, worauf es ankommt und wie man bei gehöriger Umsicht die Bedeutung eines Worts öfters wohl ergründen kann.

Wir kommen jetzt auf den verschiedenen *Accent* oder auf die verschiedene Intonation zu sprechen, welche der chin. und den mit ihr verwandten hinterindischen Sprachen eigen ist. Nach Meadows (Desultory notes on the government and people of China and on the Chinese language. London 1847. 8. p. 60) wird der verschiedene Ton bloss durch Hebung und Senkung der Stimme, nicht durch Veränderungen des Tones (des Voc. oder Cons.), noch durch lautes oder leises, schnelles oder langsames Sprechen hervorgebracht. Das Wort steigt in der Scala von *b* nach *c*, von *d* nach *e* oder sinkt zu *a* oder *g* herab. Man unterscheidet bekanntlich 4 oder 5 Accente, den *phing* oder gleichmässigen, wenn man das Wort gleichmässig ausspricht, ohne die Stimme zu heben, oder zu senken; man bezeichnet ihn mit *J*. Pantoja (bei Ath. Kircher China illustr. p. 236) mit ^A, z. B. *schâ* Sand. Andere theilen diesen Accent und bezeichnen den einen mit ⁻. Man nennt dann diesen *schang-phing*; man beginnt hoch und hält hoch und eben an, den andern *hia-phing*; man beginnt hoch und steigt höher. Der zweite Ton *schàng*, der hohe, wird gebildet, indem man die Stimme erhebt, z. B. *schà* bewässern; man bezeichnet ihn mit [']. Der dritte Ton heisst *khüü*, das ist davon gehen. Die Stimme ist erst gleichmässig, wie beim *phing*, erhebt sich dann und verliert sich gleich-

sam davon gehend; man bezeichnet ihn mit ' ; z. B. *tschä* plötzlich. Der vierte heisst *ji* eingehen, weil die Aussprache kurz und abgestossen, unterbrochen wird, als wenn man den Athem einzöge; man bezeichnet ihn mit \checkmark , z. B. *schä* tödten. Dieser Ton kommt bei den kurzen einsylbigen Worten *scho, schue, fa, fo, he, hie, hio, hiü, hoe, huo, yo, yue, ke, ji, jo* u. s. w. und zwar bei diesen allein vor; bei einigen, wie *schü*, mit den drei übrigen; er fehlt bei allen Wörtern, die auf *n* und *ng* enden, auch bei den Diphthongen, wie bei *tao, teu, siao, sieu*. In mehreren Volksdial. und in den hinterind. Sprachen unterscheidet man noch mehrere Accente oder Intonationen. Lange und kurze Töne wurden nach Edkins p. 54 schon in alter Zeit unterschieden. Er schliesst es daraus, dass z. B. *phi* (44) in 20 Comp. mit langem Ton vorkömmt; aber nie in Wörtern mit kurzem Ton. Nach einem neuern Herausgeber des Wörterbuches *Schue-wen*²² gab es unter den D. *Tscheu, Tschin* und den ersten *Han* nur drei Töne den *ping*, den *schang* und den *ji*, keinen dritten oder *khiü*, unter den D. *Wei* und *Thsin* seien manche Wörter aus dem *schang* und *ji* (zweiten und vierten) Tone in den *khiü* (dritten) Ton übergegangen und viele aus dem ersten in andere. In den N. Provinzen, sagt Edkins, sei jetzt der vierte Ton beinahe erloschen und die betreffenden Wörter unter die drei langen Töne vertheilt worden. In dem anomalen Dial. von *Hoei-tschue* werde jetzt der untere dritte Ton vertheilt unter den zweiten, den dritten obern und den vierten; vier Fünftel der *Phonetica*, die den langen und kurzen Tönen gemeinsam seien, fänden sich unter den erstern nur im dritten Tone. Diese Nachricht von dem späten Entstehen der dritten Tonart *khiü*, wenn sie glaubwürdig wäre, ist sehr auffallend. Wenn aber wirklich solche Wechsel in der Accentuation stattgefunden haben, so ist ersichtlich, wie dadurch das Begreifen derselben erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Eine chin. Nachricht bei Morrison: *Dict. I. 1 Introduction p. VI* besagt, dass die vier Töne (*Sse-sching*) zuerst unter den D. *Tsi* und *Leang*

(22) Edkins p. 63 gibt die Stelle im chin. Originale.

(zu Ende des 5. Jahrh. n. Chr.) von einem Tscheu-sche oder -yung unterschieden wurden. Leang-wu-ti fragte ihn eines Tages: was die vier Töne wären, und jener erwiderte ihm als Hofmann: Thiën tsèu schíng schǐ, sse tseu tsieu-schi-sse-sching, d. h. „Himmelssohn, heiliger, weiser: diese vier Worte enthalten die vier Töne.“ Diess überzeugte den Kaiser und ein gewisser Schin-yo publicirte sie dann. Diese Nachricht geht aber wohl bloss auf die Unterscheidung oder die Bezeichnung der verschiedenen Töne. Andererseits kann die grosse Wichtigkeit des Accents für das Sprechen des Chin. nicht genug hervorgehoben werden, während nach Meadows zum Lesen der Bücher die Beachtung des Accents weniger nöthig ist. Wie der ganze Habitus des Wortes und nicht der einzelne Cons., mit dem es beginnt, für die Bedeutung wesentlich bestimmend ist, so dass z. B. siao, schao, yao, miao alle das kleine bezeichnen, so verbindet auch der gleiche Accent die Worte mehr als die verschiedenen Cons. Meadows p. 59 — 70 und schon Premare p. 10 sagen, zum Sprechen sei ihre Kenntniss durchaus nöthig und er gibt Beispiele von den Missverständnissen, die herauskommen, wenn man einen falschen Accent anwende. Dem chin. Ohr mache ein falscher Accent ein Wort unverständlicher als wenn man einen falschen Voc. oder Cons. ausspreche; man spreche ling oder lin, ning oder nin, alle nur mit dem Accente Phíng, so werde der Chinese einen verstehen, eben so, man möge nun tsung, schung oder schön sagen, wenn nur alle mit demselben Accente gesprochen würden; sage man aber ling, tsung mit dem Accente khiü, so denke der Chinese gleich an einen andern Charakter und verstehe etwas anderes. Ist dieses auch im Ganzen richtig, so findet nach Edkins in den Volksdial. doch auch ein Wechseln des Tones statt, und solches muss man auch nach den Wörterbüchern annehmen. Auch Dr. Cuming bei Bazin N. Journ. As. 1845. T. VI. p. 120 sagt: An der Küste von Kuang-tung wechselt der Ton, d. h. die Modulation der Stimme alle 100 e. M. weit. Ein Charakter, der in einem Dial. mit dem zweiten Tone gesprochen werde, habe in einem andern den dritten,

Diess sei so wichtig, dass wenn man für *jîn* im zweiten Tone *lîn* sage, diess das Verständniss nicht so hindere, als wenn man *jîn* im dritten Tone spreche. Diess erschwert aber das Erkennen der Bedeutung der Accente sehr.

Die verschiedene Intonation gibt nicht durchaus verschiedene Wörter, wie Meadows p. 59 sagt; diess erhellt schon daraus, dass, wie die Grammatiker sagen, ein und derselbe Charakter in eine andere Tonart übergeht, natürlich auch mit einer verschiedenen Bedeutung, was, während die gewöhnliche Betonung in den chin. Druckwerken gar nicht bezeichnet wird, in den bessern Ausgaben durch einen Halbkreis, den man oben oder unten dem Charakter beifügt, bemerkt wird. (Rémusat Gr. p. 26), der aber auch den Uebergang desselben Charakters von der Bedeutung *yō* (Musik) in *lō* (Freude) andeutet.

Welche Bedeutung nun aber die Veränderung des Tons gibt, darüber findet man nirgends genügende Auskunft. Man hat wohl gesagt (Humboldt, Lettre p. 24), der *khiü* bezeichne Verba; allein da die chin. Grammatik solche Redetheile gar nicht unterscheidet, ist diess schon desshalb unzulässig. Rémusat (Note p. 99) widerspricht dem auch schon, weiss aber nichts besseres als den Satz: Le changement de ton indique une modification quelconque du sens primitif au passage du sens substantif au sens verbal, ou vice versa. Es scheinen uns die verschiedenen Intonationen dasselbe zu sein, was in der hebr. Grammatik die sog. Modificationen und in der lat. die sog. Conjugationen ursprünglich waren. Wie dort aus Kal ein Nihil, Piel und Pual u. s. w. wird und das Stammwort durch Zusatz dieses oder jenes Cons oder Umwandlung des Voc. eine passive, factitive, reciproke Bedeutung erhält und im Lat. *albere* weiss sein, *albare* weiss machen, *albire*, wenn es da wäre, weiss ausgehen bedeutet, so scheint etwas Aehnliches im Chin. durch die verschiedenen Intonationen ursprünglich bewirkt worden zu sein. Am deutlichsten ist diess bei dem Tone *hhiü*. Wenn ein Wort mit einem *phing* (Schang-ping oder Hia-ping), der einen Zustand bezeichnet, in diesen Ton *khiü* übergeht, so bekommt

das Wort häufig eine factitive Bedeutung, so viel als *facere* oder bei intransitiven Zeitwörtern *agere*. Folgende Beispiele werden diess bestätigen, obwohl andere diess nicht so zeigen:

<i>yuán</i> (108) remotus	<i>yuán</i> amoveo (remotum facio) Tschung-y. 20, 14.
<i>tschíng</i> (109) rectus	<i>tschíng</i> rectifico (facere rectum) Tsch-y. 14, 3.
<i>wáng</i> (110) rex,	<i>wáng</i> regem ago Tsch-y. 29, 1. und 3.
<i>kín</i> (111) ein Tuch,	<i>kín</i> (112) mit einem Tuche bedecken.
<i>tscháng</i> (113) longus,	<i>tscháng</i> eine Länge messen, <i>tscháng</i> inun- dare (114).
<i>lái</i> (115) venire,	<i>lái</i> arcesso (venire facio) Tsch-y. 20, 12.
<i>fèi</i> (116) non,	<i>fèi</i> (117) (pedes) amputo; weg machen.
<i>kía</i> (118) domus,	<i>kía</i> filiam maritare; vgl. domum duco.
<i>tsó</i> (119) ruhig,	<i>tsó</i> (120) ruhig niedersitzen lassen.
<i>wén</i> (121) audire,	<i>wén</i> (122) interrogare.
<i>í</i> (123) das Kleid,	<i>í</i> Kleider anlegen.
<i>kién</i> (124) sehen,	<i>kién</i> erscheinen, sehen lassen.
<i>tschí</i> (125) wissen,	<i>tschí</i> Klugheit.
<i>híng</i> (126) machen, thun,	<i>híng</i> Werk, Handlung.
<i>wéi</i> (127) sein,	<i>wéi</i> machen.
<i>tsúng</i> (128) Ruhe,	<i>tsúng</i> folgen.
<i>hó</i> (129) Korn,	<i>hó</i> (130) (etwa Korn geben, Korn gegeben haben), zufrieden, Harmonie u. s. w., auch entsprechen.
<i>míng</i> (131) der Name,	<i>míng</i> (132) einen Namen geben, benennen, dis- cutiren.
<i>schén</i> (133) gut,	<i>schén</i> (134) gut machen, ausbessern (ein Kleid), adjustiren u. s. w.

Wenn die Accente Modificationen von Begriffen bezeichnen, eine chin. Wurzel aber, wie die lat. Wurzel *ac*, wie bemerkt, deren mehrere bezeichnet, so sieht man, wie derselbe Accent bei einem Wurzelworte mehrere Modificationen der verschiedenen mit dem Worte bezeichneten Begriffe bewirken kann, gerade wie die verschiedenen lat. Endlinge sich mit der Modification *are* verbinden.

Das Verhältniss zwischen dem Tone *khüü* zum Tone *schang* ist nicht so klar; doch gibt jener dem Worte auch da öfters eine factitive Bedeutung, während dieser Zustandwörter oder passive Zustände zu bezeichnen scheint; beide bilden daher öfter einen Gegensatz. Beispiele sind:

eùt (135) das Ohr,
tsèu, (137) filius,
thùng (139) bewegt sein,
mài (140) kaufen,
mà (142) das Pferd,

schàng (145) hoch,
tsò (146) die Linke, beistehen,

yü (148) Regen,
hià (149) herabkommen,
haò (150) gut,
schèn (151) gut,

eùt (136) die Ohren abschneiden.

tséu (138) filios excolere.

thùng bewegen.

mài (141) verkaufen.

mà (143) sacrificare equum. *it.* (144) schimpfen, zu einer alten Krake machen oder einen so nennen.

schàng adscendo, aestimo.

tsò (147) auch beistehen.

yü regnen

hià unten.

haò lieben, wünschen.

schèn to do a thing well.

Es ist schon bemerkt worden, dass nicht alle Wörter alle Töne annehmen. Die kurzen haben meist nur den kurzen, und die auf einen Nasal endenden nie den kurzen Ton, sonst scheint auch dem *ji* Tone gegenüber der Ton *khiü* das Factitive zu bezeichnen. Beispiele sind:

tsö (152) foramen,

tsó terebare (facere foramen).

phĩ (153) levis,

phí subtrahere Tsch-y. 7, 1.

Die fünf Anfangscons. *k*, *p*, *t*, *ts* und *tsch* erleiden auch eine *Aspiration*, die den damit behafteten Wörter, wie Premare p. 11 sagt, eine von den nichtaspirirten verschiedene Bedeutung gibt. Doch scheint auch diese Aspiration des Vordercons. keine verschiedenen Wörter zu bezeichnen, sondern ebenfalls nur Modificationen desselben Begriffes, vielleicht ein Heraustreten aus dem Zustande. Die Sache ist aber noch weit schwieriger als bei den Accenten, da die Angaben der Wörterbücher noch unvollständiger und noch ungenauer sind. Beispiele sind:

tschùng (154) rectitudo eigentlich dem Bilde nach, wenn das Herz in der rechten Mitte ist,

tschhùng (155) tristis, wenn das Herz aus diesem Zustande der Mitte heraus ist.

tschaò (156) der Morgen,

tschhaó Morgens dem Kaiser aufwarten (ausgehen).

tà (157) gross,

thá (158) ein kleines Schaf, dem Bilde nach: ein Schaf unter einem grossen.

Trotz dieses schwachen Ersatzmittels der Ableitungssylben anderer Sprachen bleiben die chin. Wurzelwörter immer sehr

vieldeutig. Von *sin* (159) das Herz, mit dem Schang-phing kommt *sin* (160), furchtsam und *sin* (161) treu, redlich, beide eigentlich nichts als: herzig, jenes mit dem Accente Schang, dieses mit dem Khiü-Tone, aber in der Schriftsprache: ein Mann ein Wort. (Cl. 9 und 149.) *Jin* (162) der Mensch, hat auch die Bedeutung: Menschenliebe, Wohlwollen (163), Redlichkeit, Treue, Hilfe (164), alle mit dem Tone Hia-ping. Die weit ausgebildete Schriftsprache unterscheidet diese Begriffe; die Tonsprache vermag es nicht. *Hò* (96) das Feuer bedeutet auch 10 Mann im Heere (die wohl ein gemeinsames Feuer hatten,) ein Kamerad (97). *Pe* (165) weiss, heisst dann auch helle, erklären, anderseits: ein Oberer, Aelterer (166) (ein weisser, grauer), controlliren, hundert (167) und Centurio (168). Der Zusammenhang der Bedeutung ist ersichtlich. Die viel gebildete Schriftsprache unterscheidet auch die verschiedenen Bedeutungen durch verschiedene Schriftzeichen. Die Tonsprache hat nur den Ton Hia-phing für pe Oberer, controlliren, die andern bezeichnen sie alle mit dem Ji-Tone.

Zur Zeit der Schriftbildung hat man offenbar Unterschiede gemacht, die man zur Zeit der Sprachbildung noch nicht kannte. So mag man für Mann *fù* (169), Frau *fù* (170), Vater *fù* (171) ursprünglich nur ein Wort *fu* gehabt haben. Die Schriftsprache unterscheidet alle drei und die (?) spätere Tonsprache auch das Wort durch dreierlei Accente. Der Grundbegriff möchte vom helfen oder unterstützen hergenommen sein; diesen hat eine andere Gruppe *fú* (172) aus Mann und Hand, die etwas hält, zusammengesetzt, von der mit Cl. 53 (173) Obdach, dann die zusammengesetzte Gruppe *fù* Magazin, ansammeln kommt. Auch eine zweite Gruppe *fù* (174) heisst unterstützen, helfen. Der Cantondial. sagt *fu* und *hu*. Man sieht, wie misslich es wäre, wenn man ohne Weiteres das lat. pa-ter, das deutsche Va-ter mit dem chin. *fu*, Vater, vergleichen wollte. Eben so wäre es mit *mu* Mutter, im Cantondial. *mow* oder *maw*. Dieses wechselt aber zu viel mit *mo* und *meu*, um der Bedeutung sicher nachgehen zu können.

Als Fourmont zuerst sich mit der chin. Sprache beschäftigte, schnitt er die chin. *Grammatik* ganz nach dem lat. Schema zu, verkannte aber dabei den Genius der Sprache ganz. A. Rémusat hat schon nach Premare einen besseren Begriff davon gegeben; aber seine Eintheilung der Wörter in Substantive, Verba u. s. w. ist doch auch, was wenigstens die alte Sprache, den Ku-wen, betrifft, derselben ursprünglich unangemessen, wie zum Theil Wilhelm von Humboldt²³ schon bemerkt hat. Sie macht, sagt Humboldt, keinen Gebrauch von den grammatischen Kategorien, abstrahirt von jeder grammatischen Beziehung, alle Wörter sind in einer Phrase in statu absoluto. Verbum und Substantiv, Substantiv und Adjectiv werden nicht unterschieden, obwohl natürlich manche Wörter, wie Sonne, Mensch der Sache nach als Substantive, andere als Verba erscheinen. Nach ihrer unbehilflichen Art haben die neuern Chinesen auch eine Bezeichnung dafür; wenn sie sagen wollen ein Wort, das gewöhnlich als Substantiv oder Adjectiv erscheint, ist hier Verbum, so setzen sie tschi hinzu, z. B. ta - tschi ihn schlagen; ein Particip anzu- deuten, fügen sie noch tsche hinzu ta - tschi - tsche. (Rémusat Observations p. 117.) Die alte chin. Sprache entbehrt aber aller Flexion und Veränderung der Wörter. Die Form ist unveränderlich. Von einer Grammatik kann eigentlich nicht die Rede sein, sondern nur von einem Wörterbuche; sie haben keine Bezeichnung des Genus, keine Declination, keine Conjugation; Substantiv und Verbum ist nicht unterschieden. Man kann wohl fragen, wie bezeichnen sie, was wir Subst., Adj., Verb., Gen., Präter. u. s. w. nennen? aber man würde sich eine verkehrte Vorstellung machen, wenn man sagte, diess ist formell ein Substantiv, jenes ein Verbum. Wir geben dieses Wort in der Uebersetzung gewöhnlich durch ein Subst., ein anderes durch ein Verb., wie z. B. ji durch Sonne, jin durch Mensch, yuei durch sagen, aber das eine ist formell kein Subst., das andere kein Verb. Rémusat Gr. p. 64 führt zum Beleg eine Stelle an, wo jin (?) mit dem-

(23) Lettre p. 2, 16, 22 sq. Vgl. H. Steinthal de pronomine relativo. Berlin 1847. 8. p. 14, 20, 24.

dem Genus,
die die
Wörter sind

selben Accente auch für hominificare, zu Menschen machen gebraucht wird. Man übersetzt Kung-tseu-yuei gewöhnlich: Confucius sagt; aber nun ist das erste Wort nicht nothwendig ein Subst., das zweite ein Verb.; jenes ein Nominativ; ich kann es eben so gut im Gen. übersetzen: ein Wort des Confucius, oder als Adj.: ein confuceisches Wort. Es werden bloss die nackten Begriffe in einer Beziehung zu einander ausgedrückt.

Fragen wir nun, welcher *Mittel* bedient sich die alte chin. Sprache denn aber, die Beziehungen und Verhältnisse der Begriffe und einen Abschluss der Sätze zu bezeichnen, so hat sie dazu drei Mittel: die Stellung der Wörter, zweitens besondere Wörter und drittens eine Reihe Hilfsörter oder Expletive, (tsú-thsêu) oder leere Charaktere (hiü-tsêu), im Gegensatz der vollen Charaktere (schü-tsêu) von den Grammatikern genannt. Die Sätze sind sehr einfach; jeder Satz beginnt mit dem Subjecte, es folgt dann das Verbum und hinter diesem das Object. Stehen aber zwei Begriffe in einer Beziehung zu einander, so steht das Regierte und Abhängige immer vor dem Regierenden und dem Worte, von welchem es abhängt. Man übersetzt das erste durch den Gen. oder fasst es als Adj. Diess haben schon Bayer (Museum Sinicum I. p. 18), Varo (Arte p. 19) und Marsham richtig gesehen: so heisst: thian-tseu: des Himmels Sohn, der Kaiser, min-li des Volkes Kraft oder die volkliche Kraft, tschung-kue das Reich der Mitte; doch drückt diese Stellung der Wörter auch noch andere Verhältnisse als diese beiden aus, wie schon die Namen mehrerer chin. Provinzen zeigen. Die Chinesen haben natürlich Wörter für viele, manche, einige, alle und diese genügen ihnen, den Plur. zu bezeichnen, ohne dass es ihnen nöthig erscheint, das Wort noch zu verändern. Steht kein solches Wort dabei, so ist es immer der Sing. Sie lassen sie auch weg, wenn es gar nicht darauf ankommt, zu bezeichnen, ob eine Mehrheit gemeint ist, oder nicht. Begreiflich bezeichnet kiai-jin, alle Menschen, auch nicht den blossen Plur., sondern das alle mit. Eben so haben die Chin. auch besondere Wörter für die Präpos. und sie setzen sie zu den Subst. wie wir; aber

dieses wird dadurch nicht weiter verändert: wen iü ngo heisst: er beehrte von mir; und diese sog. Präp. haben oft auch noch eine verbale Bedeutung, z. B. iü dare; oft bleiben sie auch weg, wo wir dergleichen erwarteten. Das Adj. ist durch nichts bezeichnet. Wollte man das tsche nach einem Worte, welches man als Verb. auffasst, als Adjectiv- oder Particip-Endung nehmen, so würde das doch wenig angemessen sein. Für die Zahlen gibt es besondere Wörter, eben so für die Pronomina; für ich sogar drei ngo, u und jü²⁴, die vielleicht von verschiedenen Stämmen ursprünglich herstammten, für den Kaiser sogar im Schu-king ein besonderes, doch nicht ausschliessend gebrauchtes Wort, wie seit Thsin-schi-hoang-ti 212 v. Chr. das Wort tschin. Statt ich zu sagen bedient sich Confucius seines Kindernamens khieu, wörtlich Hügelchen. Meng-tseu bedient sich schon des demüthigen Ausdrucks kua-jin: ich geringer Mensch; dem Fürsten gegenüber nennt man sich Unterthan tschin; spricht man eine Meinung aus, so sagt man statt ich: der beschränkte Mensch, jü (hebes). Für die zweite Person braucht man eul der andere, iü mit dem Zeichen Frau, dann aber auch mit mehreren gleichlautenden Varianten geschrieben; den Lehrer redet man an mit tseu, wörtlich Sohn, dann eine adelige Würde, etwa wie Baron. Die erniedrigenden Ausdrücke: der unter den Füßen (tsu-hia) und der Ausdruck Palasthalle (tschhao-thing) für Kaiser kommen in den classischen Schriften noch nicht vor.

/ Für die dritte Person braucht man khî, i und kiue. Tshi welches Rémusat p. 57 nach einem Verb. für die dritte Person nimmt und eum, illum übersetzt, war das wohl ursprünglich nicht, diess ist sensus, non significatio; es ist dasselbe Wort, welches p. 41 als Zeichen des Gen. aufgefasst wird; es kommt aber auch noch als Verbum bei Meng-tseu vor und heisst ausgehen von einem Orte, wohin gehen. (Meng-tseu, Rémusat Gr. p. 78, 79.) Thian-tshi-ming heisst daher der Befehl, der

(24) Wir setzen für die folgenden chin. Ausdrücke, wie für die zu Anfange, die chin. Charaktere nicht her, da man sie in jeder Grammatik findet.

vom Himmel ausgeht; ngai-tschì, was man übersetzt: er liebt ihn, bezeichnet eigentlich die Liebe, die auf einen hinget oder sich erstreckt. Humboldt Lettre p. 31 — 35 ist schon zum Theil auf den Gedanken gekommen; A. Rémusat in den Observations dazu (p. 104) meinte, tchi, dji, tschii, tshi möchten ursprünglich verschiedene Wörter gewesen sein; aber der gleiche Schriftcharakter spricht dagegen und die Analyse des Charakters zeigt uns das Bild einer Pflanze, die vom Boden ausgeht.

Sie haben ein Zeitwort, das einigermaßen unserm sein entspricht: wei eigentlich agere, eines für haben il-y-a: yeu, eins für: an einem Orte, in einer Stellung sein, tsai. Ein Wort tsiang, das etwa: bald oder alsbald bedeutet wird gebraucht, wo wir im Futur. reden würden; mehrere Wörter wie thseng, i, ki vertreten unsere Stelle des Präter. Sie bezeichnen das eine: ein Ende, das andere: nachdem. In allgemeinen Sätzen ist die Anwendung irgend einer Zeit eigentlich unpassend und wir müssen daher das Präs., Perf. oder was wir sonst brauchen, aoristisch anwenden; der Chinese lässt da die Bestimmung des Tempus natürlich ganz weg. Unser Passiv. vertritt iü von (eigentlich ausgehend von).

Der Expletive oder Hilswörter sind eine ziemliche Menge. Wir übersetzen manche nicht und von mehreren wird es schwer sein, die ursprüngliche und volle Bedeutung zu erfassen; ihr Gebrauch ist zu manigfaltig um hier erörtert werden zu können. Da sind Ausrufe, wie hu oder u-hu! Fragpartikeln wie ye; eul ist nicht eigentlich und, sondern bildet einen Gegensatz; tse, eigentlich regula, ad instar, wie donc, die Schlussfolge oder den Nachsatz, tsche und ye kann man oft mit is und qui geben. Trotz dieser grammat. Bausteine, wenn man sie so nennen kann, zeigt die Sprache, ohne Bezeichnung von Numerus, Casus, Person, Tempus, Modus einen völligen Gegensatz gegen unsere.

Bazin (Journ. As. Sér. IV. T. 5. p. 479 u. flg.) meint, der Ku-wen sei wohl nie gesprochen worden, die alte Volkssprache nicht niedergeschrieben und nur einige Spuren seien davon übrig²⁵.

(25) P. 350 sagt er: die jetzige gelehrte Sprache (Wen-tseu), sehr verbreitet durch China, Cochinchina, Japan u. s. w. existire nur in den

Diess wird man schwerlich gelten lassen. Das richtigere scheint M. Müller in Bunsens Outlines (I. 285) getroffen zu haben, wenn er sagt, die ältesten Chinesen zeigten sich als ein einsylbiges, monotones, wortkarges Völkchen, das nur in Zwischenräumen wenige Töne ausstieß und wahrscheinlich mit vielen Gesten begleitete, durch welche sie, sowie durch den Zusammenhang der Rede, sich verständlich machten. Die frühe Ausbildung der Schriftsprache machte eine Ausbildung der Tonsprache weniger nöthig und hinderte sie auch wohl. Um es aber zu begreifen, dass der Chinese sich jemals mit so wenigen Lauten habe verständlich machen können, muss man immer im Auge behalten, dass die Wörter, wie auch bei uns, nicht einzeln, sondern immer nur im Zusammenhange der Rede gebraucht werden; dass auch wir bei gegenwärtigen Sachen immer durch deren Gegenwart und die Hinweisung darauf mit einem Gestus unterstützt werden, dass aber bei historischen Gegenständen immer historische Kenntnisse vorausgesetzt werden, ohne die manche Rede auch bei uns unverständlich sein würde. Wir wollen diess durch ein Paar Beispiele erläutern. Wir treten bei einem Chinesen ein und er sagt uns thsing-tso, d. h. bitte setzen. Es ist sicher ein Stuhl im Zimmer vorhanden, auf den der Chinese mit einem Gestus hinweist und dadurch werden die Worte eben so verständlich, als wenn wir sagten: Ich bitte,

Büchern und sei ein künstliches Idiom, im Gegensatze der gesprochenen Sprache (Kuan-hoa). Die ursprüngliche Sprache, die alte Volkssprache der Chinesen, wurde nicht geschrieben und sei bis auf wenige Spuren verschwunden. Sie wurde ersetzt durch die Kuan-hoa, welche unter den Mongolen fixirt wurde (p. 480). Er glaubt, dass sie erst im 8. Jahrh. unter Thang-hiuen-tsung anfangen ihre gesprochene Sprache zu schreiben. Vor der D. Sung sprach jede Provinz ihren besondern Dialect. Wir besitzen kein Denkmal der Sprache, welche die Chinesen zu Confucius Zeit redeten. Es wurden aber damals wohl viele Dialecte in den verschiedenen Provinzen China's gesprochen. Meng-tseu I, 6, 6. Die Uniformirung der Sprache im ganzen Reiche erstrebte erst eine Verordnung Kaiser Khang-hi's zu Ende des 17. Jahrh; in Canton und Fu-kian herrschen beim Volk aber noch die besondern Volksdialecte, und Patois (Hiang-than) in allen Provinzen (p. 354 und flg.)

setzen Sie sich. Ohne solche Hinweisung wären sie freilich unverständlicher als unsere, da jene Wörter einzeln auch noch manches Andere bezeichnen könnten. Er präsentirt uns Thee und sein thsing-tscha, d. h. bitte Thee, ist ihm eben so verständlich, als wenn wir sagen: Belieben Sie Thee? Wäre der Thee nicht gegenwärtig, so könnte das Wort tscha (Thee) freilich auch noch manches Andere bedeuten, während bei uns das fremde Wort Thee nichts weiter. Oder gesetzt ein Chinese käme nach Deutschland und hörte von Friedrich dem Grossen sprechen. Er kennt die Wörter Friede und reich, aber was soll er sich bei dem Friede reichen Grossen denken, wenn er nicht, wie wir, Friedrich den Gr. aus der Geschichte von Kindheit an kennt? So geht es uns mit den chin. Namen. Wu-wang heisst der kriegerische König. Setze ich noch Tscheu vorne hinzu, so weiss das Kind schon in China aus seiner Fibel, dem Santseu-king, welcher König der dritten D. damit gemeint ist. Wir müssen die chin. Geschichte erst lernen, um den Ausdruck zu verstehen. Eben so weiss jener aus dieser, wer Kung-tse (Confucius) und Meng-tseu waren, wird daher, wenn es heisst Kung-tseu-yuei diess leicht verstehen, und etwas Nachdenken sagt ihm, dass es nicht Confucius der Mond heisse, sondern Confucius sagte, obwohl yuei an und für sich auch der Mond und noch manches Andere, z. B. ein vielleicht halbmondartiges Beil bezeichnen kann.

Der Hauptunterschied der chin. isolirenden von den agglutinirenden und Flexions-Sprachen besteht immer in dem Mangel an Endlingen und Flexionssylben, welche durch die Intonation und Aspiration und die Expletive nur nothdürftig ersetzt werden, und dem Nichtzusammenwachsen der Composita. Das Wort für 20, im Chin. eul-schi ist z. B. aus 2 und 10 gebildet, eben so wie in den arischen Sprachen aus dvi und dasan oder dasati (die Decade), aber wie phonetisch entstellt lautet es im Sanskr. vinsati, im Gr. eikati, im Lat. viginti! Man nennt das Chinesische daher eine isolirende Sprache; sie schliesst jede phonetische Corruption aus, während die agglutinirenden, wie die turanischen

Sprachen, nur die Stammwurzel nicht, die inflectirenden aber Stamm- und Endlingswurzeln phonetisch corrumpiren.

Fragt man nach dem *Grunde der Einsylbigkeit*, welche die chin. Sprache vor andern auszeichnet, so ist er wohl in der so frühen und ausgedehnten Ausbildung ihrer Schriftsprache mit zu suchen. Man kann durch blosse Zeichensprache sich verständigen und wo dieses im Grossen geschieht, wird die Tonsprache in ihrer Ausbildung zurückbleiben. Schleiermacher²⁶ in Darmstadt bestritt diess freilich. Keine Art Schrift soll nach ihm (p. 5) jemals einen bemerkenswerthen Einfluss auf die Sprachen, auch die verschiedenen Schriftarten nicht irgend einen Einfluss auf die semitischen, indogermanischen und einsylbigen Sprachen, zu welcher Zeit sie sie auch annahmen, geübt haben (p. 13). Er beruft sich besonders darauf, dass das Birmanische, welches erst spät zum Theil eine (indische) alphabetische Schrift angenommen habe, doch den allgemeinen Charakter der einsylbigen Sprachen bewahre. Diess bedarf allerdings einer Erörterung. Was aber das Chin. betrifft, so können wir ihm nicht beipflichten. Er stützt sich S. 27 flg. auf de Guignes sehr unzuverlässige Untersuchung, wonach die chin. Geschichte irrig und eben so deren Schrift, erst sehr spät beginnen, deren Anwendung in alter Zeit sehr beschränkt gewesen sein soll. Allein wenn auch die chin. Sprache älter ist, als die Schrift — die Chinesen sprechen von einer Zeit, wo man noch keine Schrift hatte, sondern sich nur einer Art von Quippos oder Knotenschrift, wie die Peruaner, bedienten — so reicht doch, wie die Analyse der Schrift zeigt, der Ursprung der Charaktere bis in die älteste Zeit hinauf, wo noch die einfachsten Verhältnisse existirten. Die Grundzeichen sind so einfach, dass ein Kind sie malen konnte, und die Chinesen erscheinen bis in die ältesten Zeiten als ein Schreibervolk, und die Schrift war in China nicht auf eine Priesterkaste, wie die Hieroglyphen der Aegypter, beschränkt, sondern alles Volk

(26) De l'influence de l'écriture sur le langage par A. A. E. Schleiermacher. Darmstadt 1835. 8. Das Richtige hat Rémusat Rech. p. XXI.

musste die früh niedergeschriebenen Gesetze lesen können. Der Reichthum der Schriftsprache gegen die Armuth der Tonsprache rührt wohl von der Ausbildung jener durch die Literaten her. Auf die jap. Sprache konnte die chin. Schriftsprache keinen Einfluss gewinnen, da diese erst spät nach Japan kam, als sich hier die vielsylbige Sprache schon vollständig ausgebildet hatte. Dass die Schriftsprache der Chinesen nicht der erste Grund des besondern Charakters der chin. Sprache ist, ist gewiss. Nehmen wir z. B. das Genus; dieses bezeichnen nur die indogerm., die semit. Sprachen und das Aegypt., welche phantasievoll auch den in der Natur geschlechtslosen Dinge ganz oder zum Theil einen Geschlechtscharakter beilegten. Die nüchternen Chinesen hatten eine solche Anschauung nicht. Hätten sie sie gehabt, so konnten sie recht gut, wie im neueren Chin., zu den Wörtern für die Vierfüsser pin Femina, mu masculus; bei den Vögeln thseu Femina und hiung masculus hinzusetzen (Rémus. Gr. §. 290); sie thaten es ebensowenig als der Engländer. Die Verschmelzung der Form- und Stoffbezeichnung bei uns geschah dadurch, dass der Ton auf dem Haupt- oder Stoffworte ruhte und dadurch das Formwort oder der Zusatz verstümmelt wurde; so wurde aus Jung-Herr Junker, aus Nahebaur: Nachbar, plattd. Naber. So entstand das *te* des Imperfectum aus *da*, Sanskr. *dha*, thun. Die Chinesen müssen nun eine solche Neigung, die Wörter im schnellen Sprechen zu verbinden, nicht gehabt haben. Dass aber die Schriftsprache das Zusammenwachsen von Formen mit dem Stamme hindern musste, ist ebenso klar. Man nehme unser heute oder heuer; jenes ist bekanntlich entstanden aus *hiu-tagu*, an diesem Tage, dieses aus *hiu jaru*, in diesem Jahre. Wie konnten die verschmelzen, wenn jedes Wort besonders, wie im Chin., geschrieben wurde? Das Siamesische mit einer Buchstabenschrift bildet Wörter aus Stoff- und Formwurzeln, z. B. von *dvan* gut und *di*: Sache, *dvan-di* die Güte, *kacha* das Wort, von *cha* sprechen (Pallegoix dict.) Das Annamitische mit einer chin. Sylbenschrift bleibt einsylbig. Im Kalmuckischen schreibt man *üsädshi bainu tshi*: siehst du;

zieht es aber in der Volkssprache in üsädshänütsch zusammen; wie hätte jene ursprüngliche Form sich ohne eine Buchstabenschrift erhalten können? Das geschriebene Mandschu behält seine Ar-
 muth an grammatischen Formen, die bloss gesprochenen tun-
 gusischen Dial. beginnen grammatische Formen zu entwickeln; ebenso die Sprache der mongolischen Buriäten nach Castren (M. Müller Lectures p. 310). Das Zusammenwachsen der End-
 linge und Flexionen mit dem Stammworte setzt nach meiner Meinung eine viele hundert, ja vielleicht tausend Jahre über-
 dauernden Mangel an Schrift überhaupt voraus. Nur wenn die Endsylben durch gar keine Schrift fixirt sind, können sie allmählich mit dem Stammworte wie eins werden. M. Müller²⁷ thut dar, dass die Hymnen des Ritsch Weda und andere alte indische Werke lange nur durch das Gedächtniss aufbewahrt und mündlich von den Brahminen überliefert wurden, wie diess Cäsar (de b. G. VI, 14) auch von den Druiden behauptet. Es kommen in diesen alten Sanskritwerken nämlich noch gar keine Ausdrücke vor für Schreiben, Papier, Buch, Tinte u. s. w., sondern diese erst in späteren Werken, wie dem Hitopadesa, in Manus-Gesetzbuche, in den Dramen u. s. w. Schrieb man auch vor Alexanders Zeit, so sagt doch Megasthenes bei Strabo XV, 53, dass die Inder noch keine geschriebenen Gesetze hatten, obwohl nach Nearch beim Strabo XV, 1, 67 sie schon Briefe auf Baumwollenzeug schrieben. M. Müller meint daher, dass das indische Alphabet nicht viel über Alexander d. Grossen Zeit hinausgehe und Wassiljew²⁸, dass (?) noch mehrere Jahrh. nach Buddha's Erscheinung die Kunst des Schreibens in Indien unbekannt war. So konnten die Endlinge und Flexionen beim Mangel irgend einer Schrift leicht mit den Wurzeln verwachsen, während in China jeder Endling oder was dem etwa entsprach, mit

(27) A history of ancient sanskrit literature. Williams and Nargate 1859. 8. p. 497—525. Vgl. A. Weber Ueber den semit. Ursprung des indischen Alphabets. Zeitschrift d. d. morg. Ges. 1856 B. X p. 391 — 6.

(28) Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur. St. Petersb. 1860. 8. p. 29.

einem besondern Zeichen geschrieben, diese vom Worte getrennt erhielt und die ganze reiche Ausbildung der Schriftsprache die der Tonsprache zurückhalten musste. Was vom Ind., gilt natürlich auch vom Griech., Lat. und Deutschen. Diess bestätigt auch unsere Volkssprache, wo der Bauer ohne alle Schrift hanmer für: haben wir, sümmer für: sind wir bildet, während unser spät gebildetes und niedergeschriebenes Tisch-Tuch, Bettzeug nicht verschmilzt. Aehnlich in engl. Dialecten, wie in Dorsetshire: i midden für: i may not; i cooden für: i could not. Der beste Beweis ist, dass nach J. Summers²⁹ auch in China im Schang-hai Dialecte, der nie geschrieben wurde, sich solche Agglutivformen bildeten, so heisst da: *wo* sprechen, davon kommt: *wo-da*; das Wort im Nom., *wo-da-ka* im Gen., *pela wo-da* im Dat. und *tang wo-da* im Abl. Hier sehen wir offenbar einen Uebergang von der einsylbigen Sprache zur vielsylbigen.

Was nun die Würdigung der chin. Sprache betrifft, so kann ein bloss griech.-lat. gebildeter Philologe seine Verwunderung über die Armseligkeit der Sprache natürlich nicht genugsam ausdrücken. Männer, wie W. von Humboldt aber, welche eine allgemeinere Sprachbildung haben, urtheilen anders. Er sagt Lettr. p. 89: wenn die Chinesen ursprünglich nur eine kleine Colonie vielleicht von 100 Familien waren, wenn sie Jahrhunderte über ohne Veränderung ihrer Sitten, Gebräuche und ihrer Sprache blieben, wenn ihre Schrift bis zu den Uranfängen der Monarchie hinaufreicht, so erklärt diess die beschränkte Zahl ihrer Wörter, aber noch nicht den philosophischen Eindruck und den meditativen Geist, der sich offenbar in der ganzen Structur dieser ausserordentlichen Sprache zeigt. Wenn sie der Vortheile fast aller andern Sprachen entbehrt, so zeigt sie Vollkommenheiten, die ihr allein gehören. Der Vortheil beruht nicht in neuen Ausdrucksformen, mit welchen sie die Sprache bereichert hat, sondern in dem verständigen und kühnen Gebrauche, den sie von

(29) The Gospel of St. John in the Chin. Lang. according to the Dialect of Shanghai, 1853 und dann M. Müller bei Bunsen Outlines I. p. 284.

den Hilfsmitteln, die sie besass, machte, da der grösste Theil der chin. Grammatik subintelligirt werden muss. In allen Sprachen, sagt Humboldt (Lettre p. 42), ist nur ein Theil der Grammatik ausgedrückt, ein anderer wird selbstverstanden. Im Chin. ist jener ausserordentlich klein gegen diesen. In allen Sprachen muss der Sinn des Contextes der Grammatik zu Hilfe kommen. In der chin. Sprache bildet er die Basis des Verständnisses. Versteht man die Bedeutung der Wörter, so sind die Phrasen nicht mehr doppelsinnig. Sie sind immer sehr kurz und wenig verwickelt. Es gibt nach Rémusat's Rech. sur les langues Tatares eine Unzahl Phrasen, die durch den Gebrauch in ihrer Bedeutung so bestimmt sind, dass man sie gar nicht anders versteht. Die grammatische Geltung ersieht man erst aus der Zusammensetzung der Phrase (H. p. 47). Humboldt spricht sich darüber noch deutlicher aus in seiner Schrift über die Kawi Sprache I, CCCXXXIX flg : „Diese Ansicht, als ob die chin. Sprache unter allen die unvollkommenste sei, verschwindet vor der genauern Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hievon in ihrer frühen, wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Literatur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst als Aufforderung von Hilfsmitteln zu diesem Fortschreiten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann (vgl. H. Lettre p. 48 flg. und 57 flg.) ihr die grosse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andern flexionslosen Sprachen bleiben ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen; die chin. führt, indem sie gänzlich diesen Weg verlässt, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständnisse alles Formalen angewandten Mittel ohne Unterstützung bedeutsamer Laute darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch um so mehr klar, als die Sprache,

wie sie das Ohr vernimmt, bloss die materiell bedeutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältniss, Entstellung und Unterordnung hängt. Durch diese fast durchgängig lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die chin. Sprache, so weit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen in einer innern Form Verschiedenheit zulässt, von allen andern bekannten. — Ihr charakteristischer Vorzug liegt in ihrem von andern Sprachen abweichenden Systeme, obwohl sie durch dasselbe auch manigfaltiger Vorzüge entbehrt und allerdings als Werkzeug des Geistes und Sprache dem Sanskrit. und den semit. Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden, man muss zugleich und sogar hauptsächlich die Rückwirkung in's Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, dass im Chin. gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelungener Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal bedeutsamen eher verdunkeln.“ Jedenfalls haben die Chinesen aus der Noth eine Tugend gemacht. Den Vortheil, welchen die Flexionssprachen gewähren, verkennt natürlich Humboldt nicht. Er sagt (Lettre p. 61) sie gewähren das Mittel die Phrasen nach dem Bedürfnisse des Gedankens auszudehnen, zu verschlingen und bis auf die kleinsten Nüancen auszudrücken. Trotz des Vortheils der Kürze und Energie scheint ihm (p. 65) das Chin. als Organ des Gedankens den Flexionssprachen doch weit nachzustehen. Sie kann deren Vortheile nie theilhaftig werden, während diese bis

auf einen gewissen Grad den Laconismus und die Kühnheit des chin. Ausdrucks erstreben können. Rémusat p. 102 bemerkt aber dagegen, da es fest stehe, dass die Chinesen sich unter einander verständen und nicht nur im Allgemeinen hinsichts der gewöhnlichen Gegenstände im Leben, sondern auch die delicatesten Nüancen und die subtilsten Modificationen des Gedankens auszudrücken vermöchten, so folge die Vollkommenheit ihres Sprachwerkzeuges doch wohl aus dem Gebrauche, den sie davon machten. Ihre rapiden und expeditiven Procedures gingen nur darauf hinaus, in dem Geiste des Hörers oder Lesenden die vollständige Idee des Redenden oder Schreibenden mit den nöthigen Bestimmungen von Zeit, Ort und Person zu erwecken und nichts weiter. Wir setzen nur das eine noch hinzu: der Mangel an grammatischen Formen mag das Verständniss mitunter erschweren, der Fülle, Abrundung, Schönheit und freien Beweglichkeit der Sprache vielfach Eintrag thun; aber wie viele Zeit gewinnt der Chinese, die wir mit der so verwickelten Grammatik viele Jahre hindurch verlieren. Dass ein überflüssiger Reichthum in alter Zeit entwickelt worden und des Guten zu viel gethan ist, ergibt sich schon daraus, dass die neuern indischen, romanischen und germanischen Sprachen, zumal die englische, diesen Ballast von grammatischen Formen grösstentheils über Bord geworfen haben. Ueber den Platz, den das Chin. unter den Sprachen einnimmt vgl. auch Steinthal: Die Classification der Sprachen Berlin 1850 S. 83 und 88 und dessen Entwicklung der Schrift Berlin 1852 S. 10 und 23.

Herr Haneberg hielt einen Vortrag

„über das Alter der sogenannten Theologia Aristotelis nach dem Ichwân uç Çafâ.“

Diese Abhandlung wird später nach ihrer Vervollständigung in den Druck gelegt werden.

73 稀 糸 係 繫 奚 綈 筴 奚 蹊 蹊 奚 徯 徯 奚 嫫 嫫 奚 鳴

61 禧 禧 禧 搯 嶺 兮 諷 愾 豨 唏 諦 歛 悒 希

50 十 羨 月 安 上 葉 號 呷 非 嘻 喜 僖 憲 嬉

38 皮 夷 自 死 氣 地 也 皮 屋 覺 樂 合 七 八

26 聞 名 子 西 好 士 天 上 下 孝 少 本 是 子

18 風 颯 亟 及 吉 弗 福 心 扎 父 食 飯 賢 人

12 校 效 咬 亥 該 占 店 帖 旦 袒 告 枯 害 瞎 內 納

1 分 別 粉 粉 粉 坩 氛 忿 葬 空 羊 詳 冬 終 交

162 人
163 乍
164 任
165 白
166 伯
167 百
168 佰
169 夫
170 婦
171 父
172 付
173 仅
174 府
甫
備

147 佐
148 雨
149 下
150 好
151 善
152 叢
153 辟
154 忠
155 忡
156 朝
157 大
158 牽
159 心
160 似
161 信

135 耳
136 則
137 子
138 字
139 動
140 買
141 賣
142 馬
143 禡
144 馮
145 嗎
146 罵
上
左

121 聞
122 問
123 衣
124 見
125 知
126 行
127 爲
128 從
129 禾
130 和
131 名
132 詔
133 善
134 繕

107 合
108 遠
109 正
110 王
111 巾
112 抽
113 長
114 張
115 來
116 非
117 跹
118 家
119 坐
120 坐

93 復
94 煇
95 吹
96 火
97 伙
98 禾
99 和
100 呆
101 呆
102 呆
103 呆
104 呵
105 河
106 柯

80 明
81 明
82 萌
83 盟
84 皿
85 命
86 名
87 銘
88 詔
89 茗
90 酪
91 冥
92 冥
冥
艱

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte der philosophisch-philologische Classe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München](#)

Jahr/Year: 1861

Band/Volume: [1861-2](#)

Autor(en)/Author(s): Plath Johann Heinrich

Artikel/Article: [Die Tonsprache der alten Chinesen 212-260](#)